

**Zeitgeist: Was unterscheidet Katholiken und Protestanten?**

Nummer 8 – 21. Februar 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6,50 (inkl. MwSt.) – Euro 4,90

# DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



## **Vasellas Abgang**

Protokoll einer Selbstdemontage. *Von Roger Köppel und Klaus Schwab*

## **«Tatort» Schweiz**

Der beliebte Sonntagskrimi und das ewige Unbehagen im Kleinstaat.

*Von Rico Bandle*

## **Brandsätze gegen die Demokratie**

Die gewalttätige Geschichte der achtziger Bewegung.

*Von Philipp Gut, Markus Schär und Lucien Scherrer*





DER NEUE VOLVO V40 R-DESIGN

**DER SPORTLER**

JETZT AB CHF 34 700.-



MIT LEASING SCHON AB  
**CHF 346.-/MT.**

**EXKLUSIV FÜR DIE SCHWEIZ: 5 JAHRE GARANTIE  10 JAHRE/150 000 KM SERVICE  VOLVO ASSISTANCE**

**VOLVOCARS.CH**

Leasing Volvo Car Financial Services (BANK-now AG): Volvo V40 R-Design D2 115 PS/84 kW. Katalogpreis CHF 36 150.-, abzüglich Sonderbonus CHF 1446.- ergibt einen Verkaufspreis von CHF 34 704.-. Monatsrate CHF 346.-, 1. grosse Leasingrate 20%, Laufzeit 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Zins nominal 3,9%, Zins effektiv 3,98%. Restwert gemäss Richtlinien von Volvo Car Financial Services (BANK-now AG). Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Die Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt (Art. 3 UWG). Angebot gültig bis auf Widerruf. Treibstoff-Normverbrauch gesamt (nach Richtlinie 1999/100/EU): 3,6 l/100 km. CO<sub>2</sub>-Emissionen: 94 g/km (153 g/km: Durchschnitt aller verkauften Neuwagen-Modelle). Energieeffizienz-Kategorie: A. Volvo Swiss Premium\* Gratis-Service bis 10 Jahre/150 000 Kilometer, Werksgarantie bis 5 Jahre/150 000 Kilometer und Verschleissreparaturen bis 3 Jahre/150 000 Kilometer (es gilt das zuerst Erreichte). Nur bei teilnehmenden Vertretern. Abgebildetes Modell enthält ggf. Optionen gegen Aufpreis.



## Intern

«Der Schweizer «Tatort» hat in Deutschland keinen guten Ruf», sagt Dani Levy der Regisseur des letzten Schweizer «Tatorts». Auch hierzulande bleibt ein ungutes Gefühl vor dem Fernseher, wenn ein knorriger Bergbauer mit der Mistgabel auf einen geschniegelten Investor losgeht oder wenn eine Fasnachtszunft als Ansammlung hinterwäldlerischer, korrupter Herrenklubs dargestellt wird. Wie kommt das Schweizer Fernsehen dazu, ein solches Bild der Schweiz zu kreieren? Weshalb macht man heute noch Filme, die in ihrem Drang, das Bürgertum zu entlarven, an das Sozialkino der siebziger und achtziger Jahre erinnern? Kul-



Sozialkino: Schweizer «Tatort».

turredaktor Rico Bandle hat die vier bisherigen Schweizer «Tatorte» analysiert, mit Drehbuchautoren und Regisseuren gesprochen. Seite 22

Die Diskussion um die Vergangenheit des Journalisten Res Strehle in der linken Szene Zürichs wirft auch ein Schlaglicht auf die 80er Jahre. Der *Tages-Anzeiger*-Chef hat lange Jahre seines Erwachsenenlebens in irritierender Nähe zu Bombenlegern und Terroristen gelebt und politische Gewalt verherrlicht. Strehle ging zwar erstaunlich weit, aber er war in gewisser Weise auch ein Kind seiner Zeit. Die 80er Bewegung, heute als fröhlicher, subkultureller Befreiungsschub für eine erstarrte Gesellschaft gefeiert, legte eine verstörende Gewaltspur durch Schweizer Städte. Die ernsthafte Sorge von Bürgern und Behörden, das staatliche Gewaltmonopol sei nicht mehr gewährleistet, war nicht unbegründet. Philipp Gut, Markus Schär und Lucien Scherrer zeigen, wie

die «Bewegten» dachten und wie radikal viele von ihnen den Staat und seine Repräsentanten ablehnten und bekämpften. Eine zentrale Rolle spielte dabei die neugegründete *Wochenzeitung*, die ein Spiegelbild der innerlinken Kämpfe war – vor allem, wenn es um die Gewalt gegen die Demokratie ging. Seite 30, 32, 35

Vor hundert Jahren galt Rangun, das heutige Yangon, als paradiesisches Kleinod des britischen Imperiums. Die Romantik verfloß, als



Seltsames Getier: Reporter Perrottet.

1962 eine sozialistische Militärjunta die Macht in Burma (heute Myanmar) an sich riss. Der Reporter Tony Perrottet, der unter anderem für *Condé Nast Traveler*, *National Geographic Adventure* oder die *New York Times* schreibt und Autor mehrerer Reisebücher ist, hat sich auf die Suche nach der versunkenen Glorie gemacht. Dabei wurden für den polyglotten Australier bereits die ersten Schritte in den verwiterten Palästen zum Abenteuer. Auf Treppen und Balkonen herrscht Einsturzgefahr, seltsames Getier hat sich einquartiert. In der gespenstischen Stille des zerfallenen Pegu Club, wo die britische Elite einst bei Gin und Rose's Lime Juice über das Schicksal Burmas entschied, vernahm Perrottet plötzlich ein nervöses Rasseln aus der mondänen Küche. Mit Stock und Taschenlampe bewehrt, schlich er um das Vipernnest und stahl sich schliesslich davon. «Wenn hier mit behutsamer Hand renoviert wird», sagt Perrottet mit Überzeugung, «wird das alte Rangun wieder als Juwel Asiens auffunkeln.» Das Schicksal der legendären Stadt werde sich in den nächsten Jahren entscheiden, der Ausgang allerdings sei derzeit ziemlich offen. Seite 40

Ihre Weltwoche

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (Leitung Inland)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)

**Layout:** Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (Leitung)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung WW-Magazin),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut







Jetzt Heizöl  
bestellen!

AGROLA  
schenkt Ihnen  
Fr. 50.– ...

... und im  
AGROLA energy club  
warten attraktive  
Prämien auf Sie!

## AGROLA Heizölaktion!

Bestellen Sie Ihr Heizöl bis 17. März 2013 auf [agrola.ch](http://agrola.ch) und erhalten Sie einen **Rabatt von Fr. 50.–**. Geben Sie nach der Preisabfrage den Promo-Code «**WWFE13**» ein und profitieren Sie. Der Rabatt ist gültig bei einer Online-Bestellung bis 17. März 2013. Er ist nicht kumulierbar.

Kennen Sie den AGROLA energy club? Dieser hält attraktive Angebote und Prämien bereit. Kaufen Sie bei Ihrer AGROLA/LANDI Brenn- und Treibstoff, registrieren Sie sich im AGROLA energy club und profitieren Sie zum Beispiel von **2 gratis Kinoeintritten** von ProCinema.

[agrola.ch](http://agrola.ch)

**AGROLA**   
the swiss energy

0800 HEIZOEL

Wärme und Mobilität



# Vasella

Ich habe mich geirrt.  
Ein Geständnis.

Von Roger Köppel

Eigentlich hätte ich an dieser Stelle eine fulminante Verteidigung des abtretenden Novartis-Präsidenten Daniel Vasella schreiben wollen. Noch am Wochenende brütete ich über Argumenten und Betrachtungen, um den allseits Angefeindeten ins richtige Licht zu rücken. Allein der Gedanke, in der gleichen Kolonne mitzumarschieren wie die freudig austeilenden Kapitalismuskritiker anderer Zeitungen, deprimierte mich.

Ich gebe es zu: Auch bei mir löste die Enthüllung des heimlich parkierten 72-Millionen-Franken-Pakets zunächst den Reflex aus, Vasella und seine Verwaltungsräte für verrückt zu halten. Wie kann man nur so instinktlos sein? Was hat Vasella geritten, als er die Begründung absegnete, das Geld sei dafür gedacht, ihn nach bald dreissigjähriger Firmentreue davon abzuhalten, gleich nach seinem Abgang fahnenflüchtig zur Konkurrenz zu wechseln? Braucht der Mann das? Eine windigere, fadenscheinigere, auch den Empfänger beleidigende Erklärung war kaum auszudenken. Offensichtlich war das Vergütungskonstrukt erdacht worden, um die wahre Absicht zu vernebeln: Vasella wollte einfach noch einmal richtig abkassieren nach seinem beschleunigten Abgang in diesem Februar. Dass Vasella, um sein Image zu polieren, die zuvor abgestrittenen Millionen dann auch noch seit langem wohlätig habe spenden wollen, war zwar peinlich, konnte aber als lässliche Schwäche eines Katholiken, der vor dem Herrn immer gut dastehen muss, halbwegs übersehen werden.

Dann kam der rettende Gedanke: Eigentlich geht es mich gar nichts an. Ich bin kein Aktionär von Novartis. Es hat mich genauso wenig wie Simonetta Sommaruga zu interessieren, wie diese weltweit mit MilliardenGewinnen geschäftende Erfolgswirtschaft ihren verdienten Präsidenten entlohnt. Wer sich aufregt, soll sich eine Aktie kaufen und klagen. Wenn es für die grossen Anteilseigner in Ordnung ist, sollen sich die Schweizer abregen. Was sind schon die paar Millionen, verglichen mit den Arbeitsplätzen, Dividenden, Gewinnen, Steuern, Medikamenten und Bauwerken, die dank der umsichtigen Konzernführung des international auch ausserhalb der Pharmabranche angesehenen Vasella zustande kamen? Im Übrigen, versicherte mir der angesehene Wirtschaftsrechtler Peter V. Kunz, seien bei der Verabschiedung der Wettbewerbsklausel alle



«Ohne Schadenfreude».

Regeln eingehalten worden. Die Argumentation lag bereit.

Dann änderte sich schlagartig alles am Dienstagmorgen, als ich mit einem Unternehmer telefonierte, der den Aufschrei ebenfalls nicht mitmachte. Novartis krebste zurück. Nicht bloss Vasella, der ganze Verwaltungsrat streute sich Asche aufs Haupt und machte den Entscheid rückgängig, den man doch angeblich legal und im Sinn der eigenen Statuten korrekt getroffen hatte. Schlimmer noch für das Unternehmen: Es war nicht Vasella, der einsam und heldenhaft unter dem Artilleriefeuer der Strasse kapitulierte. Die ganze Füh-

## Leider macht es einen Diebstahl nicht ungeschehen, wenn man die Beute wieder zurücklegt.

rungsriege annullierte das unheilige Zahlungsverprechen an den Kollegen, der mit seinen lächelnden Rechtfertigungen vor den Fernsehkameras nicht durchgekommen war.

Der kollektive Widerruf löste einen schrecklichen Verdacht bei mir aus, der sich bald zur Gewissheit verdichtete: Wenn ein bisschen rauher Wind von allen Seiten genügt, dass der angeblich sturmerprobte Verwaltungsrat eines multinationalen Erfolgskonzerne einen doch angeblich so sorgfältig abgewogenen und im besten Interesse der Aktionäre getroffenen Vergütungsentscheid umgehend und kleinlaut wieder abbläst, dann kann es nur eine Erklärung dafür geben: Der Entscheid war gar nie sorgfältig abgewogen und geprüft worden, sondern Ausdruck einer frechen Leichtfertigkeit im Umgang mit dem Geld der Aktionäre, dessen Wahrung und Vermehrung

die Pflicht jedes Verwaltungsrates ist. Mit anderen Worten: Der von mir stets aufrichtig und ehrlich gegen alle Moralisten und Neidhammel verteidigte Vasella und seine klangvollen Verwaltungsräte erwiesen sich aufgrund der unabwiesbaren Tatsache ihres Einknickens als, Pardon, oberflächliche Egoisten, denen es am Ende nicht um das ihnen anvertraute Aktionärsvermögen, sondern um die eigenen Bezüge geht. Es kann nicht sein, dass man einen zweistelligen Millionenbetrag, wenn er denn aus guten Gründen gewährt wurde, sofort streicht, nur weil sich dagegen öffentlicher Protest erhebt. Man macht es höchstens und nur dann, wenn einen das schlechte Gewissen dabei plagt. Ein schlechtes Gewissen wiederum ist die Folge einer unmoralischen Handlung wie zum Beispiel des Griffs in ein fremdes Portemonnaie. Indem sie die missglückte Aneignung jetzt rückgängig machen, versuchen die Verwaltungsräte und Vasella ihren Ruf zu reparieren. Leider macht es einen Diebstahl nicht ungeschehen, wenn man, da erappt, die Beute einfach wieder in die Kasse zurücklegt. Zur Ehrenrettung der Beteiligten kann nur gehofft werden, dass sie ahnungslos und ohne finstere Absicht handelten. Allerdings verstehe ich die Kritiker jetzt besser, die nach dem Rückzieher von «ungetreuer Geschäftsbesorgung» reden. Gleichzeitig hasse ich die Vorstellung, Richter und – schlimmer noch – Politiker auf Unternehmen loszulassen.

Ich bekenne, dass ich mich geirrt habe. Ich habe Vasella und seine Kollegen überschätzt, obwohl ich den Bündner, den ich plötzlich als schmallippiger und geiziger wahrnehme als noch vor einer Woche, aufrichtig bewundere für seine beeindruckende unternehmerische Leistung, der auch die Schweiz viel verdankt. Ich finde es schade, dass dieser aus meiner Sicht begabte und fähige, sympathische, wenn auch etwas salbungsvolle Mann sein Lebenswerk von einer Diskussion um Habgier und Eigennutz überschatten lässt. Er, der erklärte Gegner der Minder-Initiative, hat seinem Widersacher den finalen Steilpass zugespielt, indem er sich über ein Naturgesetz der Schweiz erhaben fühlte: «Doch dürfen wir», schrieb der geniale Volkskundler Richard Weiss in seinem Standardwerk, «das Masshalten zwischen den Extremen, welches als Lebensnotwendigkeit der natürlichen und historischen Vielfältigkeit und Gegensätzlichkeit der Schweiz erwächst, als den zentralen und allgemeinsten schweizerischen Charakterzug ansprechen.» Weiss fährt fort: «Nichts zu übertreiben, ist ein schweizerischer Grundsatz.» Vasella landet weicher als andere, aber den Aufprall auf dem Boden der schweizerischen Wirklichkeit dürfte auch er empfindlich spüren. Man stellt es ohne Schadenfreude fest.



Wiedergeburt: Rangun, Burma. Seite 40



Rückzieher: Topmanager Vasella. Seite 12



Chaos: Unruhen in Zürich, 1980. Seite 35



In den Charts: Schlagerstar Heino. Seite 46

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Erbschleicherei von Staates Gnaden
- 9 **Im Auge** Gabriele Siedle, Unternehmerin
- 10 **Fleischskandal** Die Achse der Verlogenheit
- 10 **Forschung** Verhinderter Wohltäter
- 11 **Personenkontrolle** Heitz, Minder, Widmer-Schlumpf, Supino, Strehle
- 11 **Nachruf** Patrouille Suisse (1964–2016)
- 12 **Vasellas Abgang**  
Auf dem Spiel steht die Glaubwürdigkeit der Novartis-Spitze
- 15 **Essay** WEF-Gründer Klaus Schwab zum Fall Vasella
- 16 **Die Deutschen** Gregor Gysis Tricks
- 16 **Wirtschaft** Vom Sonder- zum Sanierungsfall
- 17 **Ausland** «Back to the U. S. S. R.»
- 18 **Mörgeli** «It's politics, stupid!»
- 18 **Bodenmann** Benedetto auf Fidels Spuren
- 19 **Medien** Res Strehle, der letzte linke Karrierejournalist
- 19 **Gesellschaft** Milliardenverlust wegen Schlafmangel
- 20 **Leserbriefe/** Darf man das?

## Hintergrund

### 22 «Tatort» Schweiz

Warum zeichnet das Fernsehen ein solches Bild der Schweiz?

### 26 Gipfeli von Economiesuisse

Im Abstimmungskampf zeigt die Wirtschaft wenig Profil

### 28 Kinderkrippen

 Jugendpsychologe Guggenbühl zum Thema

### 30 Wer ist Res Strehle?

Strehles demokratiefeindliche Aussagen sind unwiderrufen

### 32 Medien

 Die Woz, das Hofblatt der Linken

### 35 Rückblick

 Linke Gewaltverherrlichung in den 80ern

### 37 Raumplanung

 Es droht ein Umverteilungsmonster

### 38 Millionenloch bei Stromkonzernen

Defizite der Pensionskasse der staatlichen Stromversorger

### 40 Eine Legende erwacht

Die vergessene burmesische Stadt Rangun

### 46 Der Vielbelächelte lacht laut zurück

Schlagerstar Heino, 74, mischt die Pop-Szene auf

### 48 And the Oscar goes to ...

Vorschau auf die Verleihung am kommenden Sonntag

### 50 Der interessante Unterschied

Christoph Blocher über Katholiken und Protestanten

### 54 Vereint in den letzten Kampf

Die Ringer wollen zurück auf den Sportler-Olymp

### 56 Musterfall eines Diplomaten

Neue Biografien korrigieren das Machiavelli-Bild

### 58 Zeitgeschichte

 Weltwoche-Artikel vom 15. September 1939

### 59 Film

 Die Favoriten an der Berlinale



Three male models are standing side-by-side on a city street. The model on the left is wearing a dark burgundy suit with a light blue shirt and tie. The model in the center is wearing a dark brown suit with a blue shirt and tie. The model on the right is wearing a light blue suit with a blue shirt. All three are looking directly at the camera.

# strellson

SHOP AT [STRELLSON.COM](http://STRELLSON.COM)







«Ich kann nicht für die Feministinnen sprechen»: Demograf Eberstadt. Seite 60

## Interview

### 60 «Das Pech, weiblich zu sein»

Weltweit werden massenhaft weibliche Föten abgetrieben. Demograf Nicholas Eberstadt über die Erniedrigung und Zerstörung des Weiblichen

## Stil & Kultur

### 64 Stil & Kultur Lieblingsbilder: Pablo Picasso

### 66 Bestseller

### 66 Literatur Wie realistisch ist der neue Roman von Linus Reichlin?

### 67 Rock Krokus präsentieren urchige Hardrock-Kost

### 67 Jazz Tomasz Stanko, New York Quartet

### 68 Top 10

### 68 Kino «Les Misérables»

### 69 Fernseh-Kritik Youtube-Clip von Solidar Suisse

### 70 Namen Von Pamela Pfoster bis Arthur Cohn

### 71 Hochzeit Petra Herter und Andreas Zannier

### 71 Thiel Bei den Vasellas

### 72 Wein Sauvignon bianco Novi dal Drunpa 2011

### 72 Die Besten Damit wird Haar salonschön

### 73 Auto Audi A6 Allroad Quattro

### 76 MvH trifft Diego Della Valle, Unternehmer

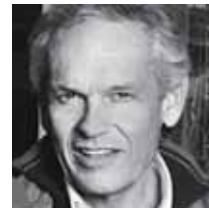
## Autoren in dieser Ausgabe

### Christoph Blocher



Der 72-jährige Unternehmer und SVP-Nationalrat wuchs als siebtes von elf Kindern in einer Pfarrfamilie auf. Der Rücktritt von Papst Benedikt XVI. bewog den Protestanten zu einem Essay über die Unterschiede zwischen reformierter und katholischer Kirche und deren Moralismus. Seite 50

### This Brunner



Der 1945 geborene Schweizer und langjährige Direktor der Zürcher Arthouse-Kinos gilt als einer der international bestvernetzten Film- und Kunstkennner. In dieser Ausgabe vertritt er exklusiv, welche sieben Filme man sich an der Berlinale auf keinen Fall entgehen lassen sollte. Seite 59

## Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote  
aus den Bereichen Unterhaltung,  
Kultur und Reisen  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT



# Mechanik der Missgunst

Von Peter Keller — Mit einer Initiative wollen linke Parteien eine nationale Erbschaftssteuer einführen. Sie betreiben Erbschleicherei von Staates Gnaden.



Umverteilungskette: Nationalrat Glättli (GPS).

Die Reihenfolge hat es in sich: Auf den Senzenmann soll noch der Steuervogt folgen. Ruhe in Frieden, aber erst wenn du deine letzte Steuerpflicht erfüllt hast. Am 14. Februar haben SP, Grüne und die reformierte Kleinstpartei EVP ihre Initiative für eine nationale Erbschaftssteuer eingereicht. Der Staat soll auch nach dem Ableben noch zulangen, indem er höhere Vermögen (ab 2 Millionen Franken) mit einer 20-Prozent-Steuer belegt. Wer seine Liebsten noch zu Lebzeiten berücksichtigen will, muss frühzeitig damit anfangen: Laut Initiative sind jährlich bloss 20 000 Franken als steuerfreies Geschenk gestattet.

Hier hat eine besonders heilige Allianz aus politischen Christen und Sozialisten zueinandergefunden. Beide werden nicht müde, von einer «gerechten» Steuer zu reden. Schliesslich würden nicht die Erblasser, sondern die Erben besteuert. «Jährlich wechseln so rund 40 Milliarden Franken Vermögen in neue Hände», sagt der grüne Nationalrat Balthasar Glättli. «Ohne dass sie dafür etwas leisten müssten.» Und ohne dass Glättli etwas davon hätte.

Dass Eltern oder Unternehmer einen lebenslangen Ansporn darin finden, für ihre Nachkommen und Nachfolger zu sorgen, und nebenbei für das Gemeinwohl Verantwortung übernehmen, lassen die Initianten nicht gelten. Lieber erklären sie sich selber handstreich-

artig zu Testamentsvollstreckern. Erbschleicherei von Staates Gnaden. Als ob es nicht reichen würde, dass die öffentliche Hand jährlich 200 Milliarden Franken an Steuern und Abgaben einstreicht, ohne allzu viel dafür leisten zu müssen. Aber auch hier gilt offenbar: Umverteilung ist grundsätzlich gut. Noch mehr Umverteilung, noch besser. Dass am Ende der Umverteilungskette nicht selten Linke und ihre Klientel sitzen, trübt deren Selbsteinschätzung nur selten. Schliesslich ist man angeblich in einer gerechten Mission unterwegs.

## «Dann stich mir ein Auge aus ...»

Nicht nur die Gier der Manager ist eine Todsünde, wie uns der christdemokratische Ständerat Pirmin Bischof im Zusammenhang mit dem 72-Millionen-Deal von Daniel Vasella belehrt hat, auch der Neid gehört in diesen Katalog. Womit sich ein kurioser Pakt ergibt zwischen den Abzockern und ihren Kritikern: Der Neider möchte haben, was der andere in seinen Augen zu viel hat. Noch lieber sind ihm allerdings der Sturz und die Vernichtung der Vasellas dieser Welt.

Neidisch ist jener Mensch, schrieb der Soziologe Helmut Schoeck, «der es nicht ertragen kann, dass ein anderer etwas ist, kann, hat, gilt, das er selbst entbehrt, und der deshalb einen Lustgewinn darin findet, es beim anderen zerstört zu sehen, ohne es selber dadurch zu bekommen». Anschaulicher beschreibt eine kleine russische Volkslegende die Mechanik der Missgunst: Einem armen Bauern erschien eine Fee und versprach ihm die Erfüllung eines Wunsches. «Bedenke allerdings», schränkte sie ein, «was immer du dir wünschst, dein Nachbar wird das Doppelte bekommen.» Der Bauer zögerte einen Moment und stiess hervor: «Dann stich mir ein Auge aus ...»

Dass die Erbschaftssteuer-Initiative ausgerechnet auf den Präsidenten der Evangelischen Volkspartei, Heiner Studer, zurückgeht, ist nicht ohne biblische Ironie: Kain erschlug Abel aus Neid. Die Mordtat steht bis heute für das Urverbrechen der Menschheit. Moses beschloss seine Zehn Gebote mit der Mahnung: «Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus; du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch sein Rind, noch seinen Esel, noch alles, was dein Nächster hat.»

Etwas zeitgemässer ausgedrückt: Du sollst auch nicht begehren deines Nächsten Villa (Haus), Porsche (Esel) und Millionenerbe.

# Schlüssel verloren?



Gabriele Siedle, Unternehmerin.

Wenn es klingelt, ist es immer seltener der Postbote, aber immer häufiger Gabriele Siedle aus Furtwangen im Schwarzwald. Der Thriller «The Postman Always Rings Twice» führt in die Irre. Der Krimiautor James M. Cain verfiel auf den Titel aus reiner Ironie, nachdem doch noch der 13. oder 14. Verlag sein Manuskript angenommen hatte. Das zweite Läuten an der Tür ist aber auch ein Sinnbild für die zweite Chance im Leben. Für Gabriele Siedle, 62, war es der Moment, als sie, vor sieben Jahren, von einem Tag auf den andern die Leitung des Werkes ihres schwer erkrankten Mannes übernehmen musste, der S. Siedle & Söhne, Telefon- und Telegrafenerwerke OHG, eines Familienbetriebs, der seit 1750 existiert. Ursprünglich wurden hier Glocken und Gussteile für Uhrwerke hergestellt, Spulendrähte, Telefonapparate, Türklingeln, Türsprechanlagen.

Mit Technik hatte Gabriele Siedle wenig am Hut, aber aufs Geschäften verstand sie sich als Direktorin bei der Dresdner Bank in Baden-Baden. Den Patron Horst Siedle lernte sie 1984 kennen, als sie ihn beim Hauskauf beriet, 1997 heirateten sie, und sie zog in das verschlafene 9500-Seelen-Städtchen 870 Meter über Meer, wo es heute kein Kino mehr gibt, aber dieses eigensinnige, wandlungsfähige Traditionsunternehmen mit 550 Angestellten, das Bundeskanzler Schröder mal als *hidden champion* lobte, als versteckten Meister. Damit meinte er auch die ganze Palette von hintergründigen Dingen der Spass- und Schliessgesellschaft. Während der Mensch bei Auto, Uhr, Handy, Outfit auf Marken fixiert ist, fragt er sich kaum, wer Türklingeln und diebstahlsichere Briefkästen fabriziert, Hausschlösser, Videokameras, Gegensprechanlagen, digitale Codes und auf Fingerabdruck programmierte Öffnungssysteme. Mit dem hochtechnologischen Schnickschnack für Schwellen-Sicherheit gehört Siedle zu den Marktführern, und Gabriele Siedle wird als Deutschlands «Torhüterin» (FAZ) gefeiert.

Kompliment. Nur: Was tun wir modernen Schlüsselkinder, wenn wir den guten alten Hausschlüssel verloren haben und vor verschlossener Türe stehen? *Peter Hartmann*

## Billig, billiger

Konsumenten, Produzenten und Parteien beschwindeln sich gegenseitig.

**E**in Schwindel ist kein Skandal. Dass Pferdefleisch unter Rindfleischprodukte gemischt wurde, gehört eigentlich ins Kapitel Verlogenheit – und diese teilen sich Lebensmittelproduzenten und Konsumenten schön geschwisterlich untereinander auf.

Man ruft nach mehr Bio – und kauft möglichst günstige Fertigprodukte im Kühlregal. Auf allen Fernsehkanälen wird gerüstet, gedünstet, geköchelt – und zu Hause heisst das Motto: «Achtung, fertig, Pizza.» Rein in die Mikrowelle, raus auf den Tisch. Wer genauer hinschaut, wird entdecken, dass die weisse Substanz auf der Pizza oft kein Mozzarella ist, sondern «Analog-Käse»: ein künstliches Gemisch aus Fett, Eiweisspulver und Wasser.

Nur schauen wir Konsumenten lieber nicht so genau hin. Oder jedenfalls nicht auf die Zutaten. Was zählt, ist der Preis, und Aldi ist ein Meister aus Deutschland. Er hat der Welt den Discounter beschert: Billig, billiger, Geiz ist geil. Noch nie haben Lebensmittel so wenig gekostet wie heute. 1945 musste ein Schweizer Haushalt 35 Prozent seines Budgets fürs Essen reservieren. Heute sind es weniger als 7 Prozent. Trotzdem klagen linke Konsumentenschutzverbände im Verein mit den Hoteliers über die zu hohen Preise. Auch hier gibt die Verlogenheit den Takt an: Man kann nicht Top-Qualität und höchste ökologische Standards zu Tiefstpreisen bekommen.

Obwohl jetzt am Rande ein paar Grossverteiler und Nestlé mit dem Pferdefleischschwindel in Berührung kamen (meistens wegen deutscher Lieferanten): Die Schweiz isst gesund. Kein Gammelfleisch im Kebab, auch der tödliche EHEC-Erreger blieb im Frühsommer 2011 aussen vor. Das ist kein Zufall. Wir haben eine kleinteilige Landwirtschaft. Familienbetriebe sorgen für eine regionale Versorgung – und sie tun es mit Verantwortung gegenüber den Tieren und der Natur. Die Schweiz lässt sich ihre Heidi-Landwirtschaft etwas kosten: rund 3,5 Milliarden Franken im Jahr.

Allerdings haben SP, Grüne und die Economiesuisse-Parteien FDP und Grünliberale die Schweizer Agrarpolitik eben umdefiniert. Und wieder ist eine Achse der Verlogenheit am Wirken. Die Linken wollen mehr Ökologie und fahren damit die produzierende Landwirtschaft zurück – was wiederum ganz im Sinne von FDP und Grünliberalen ist: Sie wollen mehr und vor allem günstigere Lebensmittel importieren. Zum Beispiel Lasagne mit Pferdestärken. *Peter Keller*

## Verhinderter Wohltäter

Von Markus Schär — Zwölf Jahre musste der ETH-Forscher Ingo Potrykus darauf warten, dass sein Goldreis angebaut wird. Der Kampf seiner Gegner kostete acht Millionen Kinder das Leben.



Späte Genugtuung: ETH-Professor Potrykus.

**D**ie Unperson müsste endlich auch in der Schweiz als Held gelten. Der pensionierte ETH-Professor Ingo Potrykus erlebt tatsächlich noch, dass sich sein Herzenswunsch erfüllt: Die Filipinos wollen den Goldreis anbauen, den der Pflanzenforscher vor zwanzig Jahren mit Vitamin A anreicherte, weil die Mangelernährung bei Kindern zur Erblindung führt. Die Geschichte nimmt doch noch ein gutes Ende – aber in den letzten zwölf Jahren kostete der bösartige Widerstand der Gentech-Kritiker den Forscher die Gesundheit und acht Millionen Kinder das Leben.

Der 1933 geborene Schlesier Ingo Potrykus konnte 1987 als Star seines Fachs unter sechs Angeboten auswählen, aber er hielt jenes aus Zürich, an der ETH ein Institut für Pflanzenforschung aufzubauen, für «unschlagbar». Denn er wollte nicht nur Spitzenforschung betreiben, sondern – zusammen mit der starken Industrie in der Schweiz – zur Ernährung der Menschheit beitragen. Mehr als zehn Jahre arbeitete er an einem Reis, der mit einer Tagesportion den Bedarf an Vitamin A decken sollte; 1999 stellte er im Audimax der ETH seinen Goldreis vor.

Die Wissenschaftszeitschrift *Science* jubelte über diesen Durchbruch, das Magazin *Time* feierte den Forscher als Titelhelden, die Zeitschrift *Nature Biotechnology* ehrte ihn zusam-

men mit seinem Partner Peter Beyer aufgrund einer Leserumfrage als bedeutendste Persönlichkeit der «grünen» Gentechnologie. Die ETH schickte ihren Star 1999 in den Ruhestand: «Ein Rauswurf», sagt er selbst.

Zwölf Jahre lang musste Ingo Potrykus kämpfen, von der Schweizer Wissenschaftspolitik alleingelassen, aber immerhin von der Bill & Melinda Gates Foundation unterstützt. Mit mehreren Millionen an Spendengeldern sabotierten die Gentech-Gegner, allen voran Greenpeace, seine Arbeit für die Menschheit. Man müsse im Tag fünfzehn Pfund gekochten Reis verschlingen, um genügend Vitamin A zu bekommen, höhnten die Kritiker – zwei aktuelle Studien beweisen, dass fünfzig Gramm ausreichen, um sechzig Prozent des täglichen Bedarfs zu decken. Der «unglaubliche Berg an Widerständen» machte den Forscher herzkrank.

Und vor allem liess er Kinder sterben. Der dänische Ökonom und Autor Björn Lomborg rechnet jetzt vor: Drei Milliarden Menschen brauchen den Reis als Grundnahrungsmittel, davon leiden zehn Prozent unter Mangel an Vitamin A. Gemäss der Uno-Gesundheitsbehörde WHO erblinden deswegen jährlich 250 000 bis 500 000 Kinder, und aufgrund der führenden Medizinzeitschrift *The Lancet* sterben im Jahr 668 000 Kleinkinder am Vitaminmangel – also rund acht Millionen in den zwölf Jahren, in denen die militanten Gentech-Gegner den Anbau des Goldreises verhinderten.

### Spinat und Sellerie verbieten

Keine einzige Studie weise Gefahren von Gentech-Pflanzen für die Menschen nach, stellt Björn Lomborg fest. Umgekehrt müssten die Behörden – wenn es ihnen tatsächlich um die Gesundheit der Konsumenten ginge – den Verzehr eines grossen Teils unserer täglichen Nahrung verbieten: Kartoffeln und Tomaten enthalten giftige Glykoalkaloide, Rhabarber und Spinat schädliche Oxalsäure, Spinat krebserregendes Psoralen. Nicht zu reden von Soja, Milch, Eiern, Fischen oder Nüssen, die zu Allergien führen können.

Setzt sich auch in der Schweiz bei der grünen Gentechnologie der gesunde Menschenverstand durch? Seit 2005 zögerte der Bundesrat, angeblich im Auftrag des Volkes, den Anbau von Gentech-Pflanzen hinaus, 2017 will er ihn endlich freigeben. Ingo Potrykus kann es also noch erleben – falls die Wissenschafts- und Menschenfeindschaft nicht endgültig siegt.



## Personenkontrolle

### Heitz, Minder, Widmer-Schlumpf, Supino, Strehle

Wenn Hans-Jacob Heitz, 69, vor laufender TV-Kamera eine Strafanzeige gegen einen Wirtschaftsführer in den PC tippt, dann ist die Sache jeweils bereits vorbei. Mit ebenso viel medialem Getöse und ohne jeden Erfolg hatte Jurist Heitz schon die Chefs der Swissair, der UBS, der CS, der ABB, der Sulzer oder der Georg Fischer AG attackiert. Seine 2001 gegründete Schutzvereinigung Schweizer Anleger (SVSA), auf die er sich gerne beruft, musste 2007 nach mehreren Änderungen des Firmenzwecks liquidiert werden. Mit an Bord bei dieser kurzlebigen SVSA war übrigens auch Thomas Minder. Im Unterschied zu Stände-



*Viel Getöse:* Anwalt Heitz.

rat Minder erreichte Heitz auch politisch nur etwas mehr als nichts. Nachdem der Umtriebige sich mit der FDP, für die er sogar im Zürcher Kantonsrat sass, überworfene hatte, wechselte er zu den Liberalen. Da diese Kleinpartei keine Basis für einen Aufstieg bieten konnte, heuerte er bei der SVP an, die ihn 2003 schliesslich auf ihre Nationalratsliste setzte. Da er auch dort nicht reüssierte, tauchte er 2011 auf allen Kanälen als «parteiloser» Zürcher Ständeratskandidat auf, der vollmundig versprach, jenseits von allen Gruppierungen Bern mit reiner Sachpolitik aufzumischen. Nur 9568 Bürger glaubten das. Bis Mitte 2009 lebte der Anwalt als Mitglied des neuen Bundesverwaltungsgerichts vom Steuerzahler. In die juristischen Annalen eingegangen ist Richter Heitz als Empfänger einer deftigen Rüge des Bundesgerichts. Lausanne stellte 2007 in einem Fall, den er trotz finanziellen Eigeninteressen bearbeitete, Befangenheit fest: Es sei «nicht auszuschliessen, dass er seine eigenen Erwartungen in die sich stellenden Rechtsfragen projizierte», so das Bundesgericht. (*aku*)

Interessantes weiss die NZZ über den Fall Strehle zu berichten. Tamedia-Verleger Pietro Supino habe sich vom *Tagi*-Chef dessen «Übereinstimmung mit der Grundhaltung» des



*Erinnerungslücke:* Tamedia-Verleger Supino.

Blatts versichern lassen. Ironischerweise, so Supino weiter, sei Strehle vom heutigen *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel zu Tamedia geholt worden – erst Jahre nach «Vorkommnissen», die abzulehnen seien. Hier lässt sich Supino von seinem Gedächtnis täuschen: Strehle arbeitete schon seit 1995 fest für Tamedia, beim mittlerweile längst wieder eingestellten Nachrichtenmagazin *Facts*. Mehr noch: Bereits am 28. Februar 1993 erschien in der *Sonntagszeitung* – bekanntlich ebenfalls ein Tamedia-Produkt – ein Nachruf auf die Terroristin Barbara Kistler, «die einzige Schweizerin, die als Guerilla-Kämpferin den Tod fand». Fast noch aufschlussreicher als der Artikel ist die Fussnote: «Mitarbeit: Res Strehle». (*gut*)

Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) verkaufte ihren Auftritt am Treffen der Finanzminister und Notenbankchefs der G-20 in Moskau von letzter Woche als Erfolg. Im offiziellen Jubel-Communiqué des Finanzdepartements («positive Bilanz») fehlte allerdings der Hinweis, dass sich Deutschland und Grossbritannien mit ihrem Angriff auf die Unternehmenssteuern durchgesetzt hatten. Im Visier der Grossstaaten mit hohen Steuern stehen Kleinstaaten mit tiefen Steuern, vorab die Schweiz. Wie Widmer-Schlumpf gegenüber Journalisten sagte, habe sie in dieser Frage «Gesprächsbereitschaft» signalisiert. Das lässt nichts Gutes erahnen. Wann immer sich das Land in den letzten Jahren in internationalen Auseinandersetzungen «gesprächsbereit» zeigte, war dies der Anfang einer Unterwerfung in Raten. Man kann davon ausgehen, dass die Gegner, Pardon: Partner, in London und Berlin die Signale zu deuten wissen. (*gut*)



*Wieder «gesprächsbereit»:* Widmer-Schlumpf.

## Nachruf



*Nicht mehr tragbar:* Patrouille Suisse.

**Patrouille Suisse (1964–2016)** — Unbestritten die Qualität der Militärberufspiloten in den rot-weissen Kampfflugzeugen. Überwältigend die Begeisterung, die sie auslösen, wo immer sie auftreten. Als Repräsentanten und Aushängeschild der Schweizer Armee und Luftwaffe werden sie im In- und Ausland gewürdigt. Im Alltag flogen die Piloten der 1964 gegründeten Patrouille Suisse (PS) auf dem F/A-18, oder bilden junge Piloten aus. Nun soll die PS ab 2016 nicht mehr fliegen. Die Kosten für eine exklusive Weiterführung des Tiger-Verbandes seien ab der Einführung des Gripen, so VBS-Chef Ueli Maurer, nicht mehr tragbar.

Der Aufschrei der Fans, ob alt oder jung, ist verständlich. Der mindestens so laute Aufschrei bei den Politikern scheint mir jedoch etwas weniger aufrichtig und nicht gerechtfertigt. Wer als bürgerliche Mehrheit bei der Armee seit Jahren dermassen unverhältnismässig das Budget runterfährt, hat kein Anrecht auf Reklamation, wenn sich das VBS und die Armeeführung auf das Zwingende und Nötigste einschränkt. Es geht nicht an, dass für eine verteidigungsfähige Armee die nötigen Mittel nicht gesprochen werden und nebenbei eine teure PS weiterbetrieben wird.

Mit der zukünftigen Flotte aus F/A-18 und Gripen wird man auch weiterhin Verbandsvorführungen in gleicher Qualität fliegen können, ohne dass die teuren Kampfflugzeuge unsere nationalen Farben tragen. Das war früher auf der Hunter-Flotte auch so – erfolgreich und begeisternd. Es lebe die Patrouille Suisse!

*Res Schmid, Patrouille-Suisse-Pilot (1984–86)*

## «Wie auf dem Hühnerhof»

Von Roger Köppel — Der Rückzieher des schrill kritisierten Novartis-Präsidenten Daniel Vasella beschädigt die Glaubwürdigkeit des ganzen Verwaltungsrats. Hat das hochdekorierte Gremium schon früher die Millionen so leichtfertig verteilt?



Sanftmütig, hochintelligent, ironisch: Novartis-Präsident Vasella.

Es ist eine Anekdote aus dem Gruselkabinett der Wirtschaftsgeschichte, ein Musterbeispiel für alle, die im «Kapitalismus» den Inbegriff der seelenlosen Gier und Selbstbedienung privilegierter Manager erblicken wollen. Vor rund zehn Jahren erfuhr eine schockierte Öffentlichkeit, dass sich die beiden Konzernchefs Percy Barnevik und Göran Lindahl beim Industrieunternehmen ABB heimlich dreistellige Millionenzahlungen aus der Firmenkasse zugehalten hatten. Der unrühmliche Abgang der beiden Schweden von der Spitze gilt seither als Sinn- und Sittenbild der Überheblichkeit in Chefetagen.

### Unterm Radar

Es kann gut sein, dass der überraschende Rückzieher von Daniel Vasella in einem aufgeheizten Empörungsklima dieser Tage ähnliche Symbolwirkung entfalten könnte, ob-

schon es um weit geringere Beträge und ganz anders gelagerte Transaktionen geht. Der sanftmütige, hochintelligente und gelegentlich ironische Präsident des Basler Pharmagiganten Novartis musste am Dienstag unter massivem öffentlichem Druck ein mit 72 Millionen Franken dotiertes Vergütungspaket für die Zeit nach seinem Rücktritt zurückgeben. Der Verwaltungsrat hatte irrtümlich angenommen, das in den Details zunächst geheim gehaltene Abkommen könne widerstandslos unter dem Radar durchgeschoben werden. Selbst prominente Aktionäre waren über den Vertrag an sich, nicht aber über den exakten Inhalt informiert.

Dank Recherchen des Journalisten Lukas Hässig auf dem Finanzportal «Inside Paradeplatz» kamen die genauen Zahlen am letzten Freitag ans Licht. Die Entrüstung schwoll übers Wochenende derart an, dass der Novartis-Ver-

waltungsrat, der den 72-Millionen-Franken-Deal offenbar einstimmig abgesegnet hatte, die Nerven verlor und zurückkrebste. Das klangvolle Gremium mit Prominenz wie Andreas von Planta oder Nobelpreisträger Zinkernagel und allen voran sein mit zahlreichen Verdiensten geschmückter Präsident wirkten wie Erstklässler, die beim Kioskdiebstahl erwischt worden waren. Reumütig korrigierten sie ihren Entscheid und machten den beherzten Griff in die Novartis-Kasse rückgängig. «Wie auf dem Hühnerhof», kommentierte ein der Firma nahestehender Betrachter.

### Ein Gremium entzaubert sich selbst

Interessant ist: Vasella verzichtete nicht von sich aus und persönlich, sondern «der Verwaltungsrat der Novartis und Dr. Daniel Vasella» sind «übereingekommen [...] die Konkurrenzverbotsvereinbarung [...] sowie die damit verbundene bedingte Entschädigung aufzuheben», wie es im offiziellen Communiqué heisst. Hätte Vasella einsam entschieden, wäre es seine persönliche Sache gewesen, so aber gesteht der Verwaltungsrat als oberstes Leitungsgremium einen gravierenden Fehler ein im hochsensiblen Bereich der Vergütung. Bis jetzt hatte man betont, stets im Einklang mit allen Regeln und den Interessen der Aktionäre gehandelt zu haben. Der Rückzieher vermittelt nun den Eindruck, dass das Entschädigungspaket an Vasella dermassen willkürlich und beliebig aufgesetzt worden war, dass es schon der ersten kritischen Überprüfung nicht standhielt. Wurden die Millionenboni an Vasella schon früher so luftig und arbiträr vergeben? Hätte es nur mehr Widerstand von der Strasse gebraucht, um die schlecht abgestützten Entscheide umzustossen? Ein Verwaltungsrat entzaubert sich selbst.

Präsident Vasella selber sieht besonders schlecht aus. Noch Ende Januar hatte er in einem Fernsehinterview lächelnd abgestritten, dass er für sein Konkurrenzverbot einen «Millionenlohn» erhalten würde: «Das ist falsch.» Besorgte Aktionäre, die wissen wollten, was es mit der obskuren Abmachung auf sich habe, wurden von Novartis mit dem Hinweis abgewiesen, die exakten Zahlen werde man erst 2014 nach erfolgter erster Auszahlung an Vasella vermelden. Schliesslich sickerte durch, dass der Zürcher Wirtschaftsanwalt Peter Nobel zusammen mit dem Bankier Konrad Hummler auf einem Wegelin-Konto ein Konstrukt gezimmert hatte zur Zwischenlagerung



der Vasella-Millionen. Anstatt offen dazu zu stehen, reichte Vasella in einem neuerlichen TV-Interview die Erklärung nach, er gedenke, die Millionen wohltätigen Zwecken zuzuführen. Als die Empörung nicht verebte, gab der Hochbezahlte mit seinen Kollegen den endgültigen Widerruf bekannt. «Vasella kapitulierte unter dem Artilleriebeschuss», drückte es ein befreundeter Basler Verwaltungsrat aus.

### Menschlich-allzumenschlich

Die öffentliche Selbstdemontage, bei der Momente unfreiwilliger Heiterkeit nicht fehlen, hat auch etwas Tragisch-Erschütterndes. Es tut weh, einem hochverdienten Wirtschaftsführer dabei zuzusehen, wie er sich durch Fehler und Verrenkungen ins Abseits befördert. Gleichzeitig ist es immer wieder erhellend und erfreulich, zu erkennen, dass auch die unfehlbar auftretenden Elfenbeintürme der Grossindustrie von menschlich-allzumenschlichen Schwächen heimgesucht werden. Man sollte in der allgemeinen Entrüstung nicht vergessen, dass Vasella ganz objektiv mit seiner Novartis eine unternehmerische Meisterleistung glückte. Aus den beiden überfrachteten Gemischtwarenläden Sandoz und Ciba-Geigy formte er einen schlagkräftigen und standfesten Weltkonzern. Das ist nicht selbstverständlich. Viele Grossfusionen der letzten Jahre liefen jämmerlich auf Grund, von Win-

### War er seine geschätzten mehreren hundert Millionen Franken an Gesamtbezügen wert?

terthur-Credit Suisse bis Daimler-Chrysler. Vasella bewerkstelligte nicht nur die Zusammenlegung, sondern er konsolidierte das neugeschaffene Gebilde auch stabil und global. Das muss ihm erst mal einer nachmachen.

War er seine geschätzten mehreren hundert Millionen Franken an Gesamtbezügen wert? Die *Weltwoche* hat sich nicht an der moralisierenden Diskussion um die Saläre in börsenkotierten Unternehmen beteiligt. Wie viel Geld den obersten Angestellten im privaten Sektor bezahlt wird, ist Sache der Aktionäre und nicht der Bundesräte. Neben der legalistischen Seite gibt es allerdings ein Gefühl für Mass und Mitte, das in der auf Balance bedachten Schweiz vor allem jenen hilft, die aus der Masse herausragen. Es ist kein Zufall, dass gerade die protestantischen Basler ihren beträchtlichen Reichtum dekorativ unter abgewetzten Kitteln verbergen. Vasella machte sich wiederholt über solche Manifestationen der Doppelmoral lustig, doch am Ende muss er sich nach dem Rückzieher den Vorwurf gefallen lassen, dass ihm und seinen Verwaltungsräten entweder der realpolitische Instinkt fürs Machbare fehlte oder aber die Ehrlichkeit und Härte, einen einmal – übrigens legal – getrof-

## Essay

# Vasella und die Manager

## Chirurgen vereinbaren vor einer Operation auch keine Erfolgsprämien mit ihren Patienten. Von Klaus Schwab

Der Fall Vasella hat in den letzten Tagen zu zahlreichen Kommentaren Anlass gegeben. Die Diskussionen waren meistens emotional geschürt, basierend auf dem Gefühl, dass das Gebot der Fairness und der sozialen Gerechtigkeit verletzt wurde. Das ist verständlich, der Fall Vasella ist aber Ausdruck einer tiefgreifenden Wandlung unseres Wirtschaftssystems. Dabei geht es darum, dass die Funktionen eines Unternehmers und die eines Managers zunehmend verwischt wurden. Der Unternehmer riskiert Kapital, um im Erfolgsfall Gewinne zu erzielen. Der Manager, auch der Präsident der Geschäftsführung einer multinationalen Publikumsgesellschaft, ist Angestellter und somit im Grunde *Professional*, wie wir heute sagen.

In einem Buch über moderne Unternehmensführung, das ich 1972 veröffentlichte, beschrieb ich die Rolle des Managers als Treuhänder aller Gruppen, die am Schicksal eines Unternehmens interessiert sind. Dazu gehören nicht nur die Aktionäre, sondern auch die Kunden, Mitarbeiter und im weiteren Sinne auch die Allgemeinheit. Der Manager hat die Verantwortung, die sich oft widersprechenden Interessen dieser Stakeholder optimal zu befriedigen, was am besten durch eine langfristige Stärkung des Unternehmens gelingt.

Diese Treuhänderfunktion der Unternehmensleitung wurde jedoch in den letzten Jahren unterminiert, indem Topmanager durch Boni und andere kurzfristige finanzielle Anreize allein auf die Ziele der Aktionäre, das heisst oft auf kurzfristiges Gewinndenken, eingeschworen wurden. Unsere Wirtschaft wurde gewissermassen korrumpiert, indem Manager zu Quasiunternehmern gemacht wurden, was durch die einseitige Beteiligung am Erfolg, aber nicht am Misserfolg zusätzlich akzentuiert wird.

Dazu kam, dass sich auch in der Aktionärsstruktur zahlreicher Unternehmen durch die zunehmende Bedeutung von Hedgefonds und sogenannten *activist investors* der Druck zu kurzfristigen Gewinnausweisen zusätzlich verstärkt hat.

Boni und andere übertriebene Gewinnbeteiligungssysteme sind das Instrument einer gewissermassen unheiligen Allianz zwischen Geschäftsführung und auf Spekulation ausgerichteter Aktionärsstruk-

tur. Daher kann man sich auch fragen, ob eine Genehmigungspflicht der Boni durch die Aktionäre viel ändern würde. Die übertriebene erfolgsabhängige Entlohnung von Topmanagern, die nicht selber Unternehmer sind, ist also nicht nur störend im Sinne von Fairness und sozialer Gerechtigkeit, sondern untergräbt eine Wirtschaft, die nur gedeihen kann, wenn ihre Antriebskräfte auf langfristige Vermehrung des Unternehmenswertes und damit des sozialen Wohlstands ausgerichtet sind.

### Erfolgsprämien für Chirurgen?

Wir brauchen eine Renaissance des Berufsethos des Managers. Ein wirklich gelebtes Berufsethos wäre einengenden Regulierungen vorzuziehen. Warum betrachten wir es heute als selbstverständlich, dass die Löhne von Managern und Bankern weit über das gesellschaftliche Mittelmass herausgehen? Würden wir es nicht als unethisch betrachten, wenn ein Chirurg vor einer Operation mit seinem Patienten eine Erfolgsprämie aushandeln würde? Was würde geschehen, wenn man für Lehrer, Handwerker und alle anderen Berufe davon ausgehen müsste, dass diese ihre Tätigkeit nur dann ausübten, wenn sie durch ganz besondere Lohnanreize dazu animiert würden?

Auch ein Unternehmen zu führen, muss wieder darauf basieren, dass man in erster Linie für das Unternehmen sowie für die Gemeinschaft und nicht für sich selber Werte schafft. Natürlich leben wir in einem Wettbewerb um Talente, der teilweise hohe Saläre rechtfertigt. Der Unterschied von Unternehmern und Managern gibt jedoch auch hier eine Richtlinie vor. Derjenige, der sein Vermögen aufs Spiel setzt und als Unternehmer Wagnisse eingeht, soll auch die Chance für eine bedeutende Vermögensvermehrung haben. Derjenige, der wie ein Manager nur seinen Dienst sehr gut erfüllt, sollte davon ausgehen dürfen, dass er auch sehr gut lebt, dabei aber nicht unbedingt sehr reich wird.

Letzten Endes sind wir alle Stakeholder einer sozialen Gemeinschaft, die nur dann überlebensfähig ist, wenn gewisse Grundprinzipien eingehalten werden.

**Klaus Schwab** ist emeritierter Wirtschaftsprofessor und Gründer des World Economic Forum (WEF).

fenen Entscheid auch gegen heftiges Sperrfeuer durchzuziehen.

Indem er einvernehmlich mit dem Verwaltungsrat zurückkrebst, beschädigt er das Aktionärsvertrauen in die oberste Führung. Er selber steht jetzt tatsächlich als «Abzocker» da, der zugeben musste, sittenwidrig ins Portemonnaie der Aktionäre gegriffen zu haben. Seine Verwaltungsräte wirken wie schwache Erfüllungsgehilfen, denen die Kraft oder der Durchblick fehlte, dem Präsidenten in den Arm zu fallen. Jetzt muss das Gremium den Eindruck zerstreuen, dass da nicht noch weitere üppige Saläre für Vasella schlummern.

### Als das Unglück seinen Anfang nahm

Das Verhängnis setzte ein, als Vasella 2010 nach elf Jahren sein Doppelmandat aufgab – weniger freiwillig, als er glauben machen wollte. Den Anstoss gab die Anlegerstiftung Ethos unter dem Aktionärsverteidiger Dominique Biedermann. Seine Organisation hatte im Herbst 2009 einen doppelten Antrag an den Verwaltungsrat von Novartis gestellt. Biedermann wollte eine Konsultativabstimmung über die Vergütungen und ein Verbot der Ämterkumulation. Der Genfer mobilisierte zusammen mit acht Pensionskassen und internationaler Unterstützung auch aus den Vereinigten Staaten den Druck von rund 50 Milliarden Franken Gesamtvermögen. Es wird vermutet, dass Vasella damals auch aus den eigenen Reihen Widerstand bekam. Pierre Landolt, Chef der mächtigen Sandoz-Stiftung, scheint eine wichtige Stimme gewesen zu sein, die den ehrgeizigen Bündner zum Loslassen bewegte. Vasella kam den Aktionären zuvor, erlaubte die Konsultativabstimmung und zog sich zähneknirschend auf den Präsidentensessel zurück. Biedermann annullierte nach dem Entgegenkommen seine Anträge.

Wie man aus ihm nahen Kreisen hört, war der Zurückgebundene nicht sonderlich erbaut, als er sich fortan nur noch mit den abgehobenen Fragen des präsidentialen Repräsentierens herumschlagen musste. Sein Rückzug vom Doppelmandat scheint auf jeden Fall die Ursache jener ominösen Konkurrenzverbotsklausel, mit der sich Vasella für die Zukunft zu versilbern beabsichtigte. Die Vereinbarung wurde im nächstfolgenden Jahresbericht erstmals erwähnt, wenn auch nicht in ihren Details ausgeführt. Nach Auffassung von Aktienrechtlern hat Novartis damit kein Gesetz verletzt, aber es wirkt unsouverän, wenn man einen derart sensiblen Vertrag vor den Eigentümern der Firma, den Aktionären, so augenfällig verbirgt.

### Ironien

An Vasella lässt sich ein vertrautes Muster beobachten: Der hochverdiente Chef eines Unternehmens, allerdings nur Angestellter, sieht wehmütig den Horizont des Karriereendes nahen. Die Sehnsucht, in der Vermögensskala

ganz nach oben zu steigen, auf die gleiche Stufe wie jene Milliardäre, mit denen man in der Freizeit auf Augenhöhe verkehrt, macht sich immer stechender bemerkbar. Da man sich einredet, wirklich Hervorragendes geleistet zu haben – was auch stimmt –, fühlt man sich moralisch ermächtigt, die dicken Checks zu unterzeichnen. Weil man zudem weiss, dass es nicht gut ankommt, wenn die Öffentlichkeit davon erfährt, hält man die Sache mit den Verwaltungsräten, die dem geschätzten Kollegen zum Abschluss keine Stolpersteine in den Weg legen möchten, verdeckt. So ergab sich die Ironie, dass Vasella ausgerechnet in jenem Moment, in dem er publikumswirksam und unter Applaus seinen Doppelmandats-Lohn von 40 Millionen Franken auf 12 Millionen Franken mehr als drittelte, jene verhängnisvolle 72-Milionen-Klausel aushandelte, die man ihm heute um die Ohren schlägt.

Vielleicht wäre er durchgekommen, wenn er es eisern durchgezogen hätte. Der Katholik in ihm allerdings haderte stets mit dem Grossverdiener, zumindest öffentlich. Sprach man Vasella auf die hohen Bezüge an, listete er eine beeindruckende Serie an karitativen Spenden auf. Der Chef war bedacht auf eine makellose Aussenwirkung. Er gab sich Mühe, unverkrampft zu wirken, aber das Lächeln wirkte jeweils eine Spur zu angestrengt und ange-

### Vielleicht wäre er durchgekommen, wenn er es eisern durchgezogen hätte.

schraubt, wenn das Gespräch auf seine Millionen kam. Dabei ist Vasella keineswegs die Ausnahme. Es gibt zahlreiche andere Manager, die sich ihren Abgang nach erfolgreicher Tätigkeit fürstlich vergolden liessen. Man wird die Diskussion wieder führen müssen, wann die Verwaltungsräte aus Sicht der Aktionäre, deren Kapital sie sparsam und effizient einsetzen sollten, durch allzu grosse Freigiebigkeit in eigener Sache gegen Treu und Glauben verstossen. Gegen den Vasella-VR laufen erste Klagen wegen ungetreuer Geschäftsbesorgung. Kritiker sind der Meinung, dass der Staat von sich aus aktiv werden sollte, weil es sich bei dieser Straftat um ein Offizialdelikt handelt. Die Aussichten auf Erfolg, sagen Aktienrechtler, seien mehr als ungewiss.

Und noch ein Aspekt, der in der allgemeinen moralischen Entrüstung untergeht. Vasella wird von vielen als schamlose Verkörperung des Selbstbedieners gesehen, völlig losgelöst von den Aktionären, allerdings auch kritisiert von Moralisten und Heuchlern, die keine Sekunde zögern würden, wenn ihnen die gleichen Bezüge angeboten würden. Interessanterweise jedoch ist Vasella auch ein Beispiel dafür, dass die Allmacht der Verwaltungsräte allmählich bröckelt. Kein Geringerer als

Novartis-Kritiker Biedermann räumt ein, dass die Zeiten vorbei seien, als Aktionäre gegen uneinnehmbare Festungsmauern rannten. Die Situation sei heute «weniger blockiert», wenn auch noch lange nicht perfekt. Der Genfer Aktionärsschützer wird nach Vasellas Rückzieher dem Verwaltungsrat an der Generalversammlung am nächsten Freitag die Entlastung nicht mehr verweigern, denn man müsse «positiv bleiben» und «nicht in Hysterie» verfallen. Er hat bereits das nächste Ziel im Visier: Das neue Vergütungssystem von Novartis, das gegenüber früher eine klare Verbesserung bedeute, weise aber noch einen zu grossen Hebel für den aktuellen Konzernchef Joe Jimenez aus. Der Amerikaner kann laut Biedermanns Berechnungen künftig auf 19,5 Millionen Franken Jahresgehalt kommen, deutlich mehr als heute. Das sei zu viel.

Vasella strauchelt, das ist die letzte Ironie, ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als sich das Unternehmen nach Auffassung kritischer Aktionäre in die richtige Richtung bewegt. Während sich der Zorn über den 70-Milionen-Bonus des Credit-Suisse-Chefs Brady Dougan längst verflüchtigte, wird der abtretende Novartis-Präsident mit viel nachholender Häme attackiert. Er hat es sich selber zuzuschreiben. Ein Vertrauter Vasellas ist erstaunt über so viel «Ahnungslosigkeit über die Seelenlage der Schweiz». Der prominent besetzte Verwaltungsrat sei entweder «lausig blind» oder seinem Vorgesetzten «lausig hörig».

### Schützenhilfe für den Falschen

Wird der ganze Fall dem Schaffhauser Unternehmer Thomas Minder helfen im Kampf gegen die «Abzocker»? Der Mann ist derzeit auf einem Siegeszug durch die Fernsehtalkshows, wobei er dem Duell mit seinem mutmasslich stärksten Gegner Christoph Blocher wohlweislich ausweicht (s. Seite 27). In der Sache freilich belegt die Causa Vasella, dass der Gegenvorschlag und nicht Minders Initiative Verbesserungen schaffen könnten. Der Gegenvorschlag zwingt die Verwaltungsräte deutlicher als das Minder-Original, den Aktionären ein detailliertes Vergütungsreglement zu allen Mitgliedern des Gremiums vorzulegen. Vasella-Klauseln müssten transparent gemacht und von der GV ausdrücklich genehmigt werden. Minders Initiative fordert lediglich: «Die Generalversammlung stimmt jährlich über die Gesamtsumme aller Vergütungen (Geld und Wert der Sachleistungen) des Verwaltungsrates, der Geschäftsleitung und des Beirates ab.» Keine Rede von einem detaillierten Vergütungsbericht, keine Rede von «verbindlich». Wer sich über Vasella empört, darf nicht für Minder stimmen. Der bizarre Abgang des Novartis-Chefs dürfte den Blick auch von dieser fundamentalen Erkenntnis ablenken.

Mehr zum Thema: Seite 26



präsentieren

# Sport, Wirtschaft und Ethik – eine Standortbestimmung

Freitag, 5. April 2013, 9.30 bis ca. 18.00 Uhr

Stadion Letzigrund Zürich  
Badenerstrasse 500, CH-8048 Zürich

Gesamtmoderation Marcel Reif

Es wirken u.a. mit

- FIFA-Präsident Joseph S. Blatter
- Finanzfachmann Oswald Grübel
- Wirtschaftsjournalist Jens Korte
- Verleger Roger Köppel
- Rechtsethiker Prof. Mark Pieth
- Michael Ballack (Fussball)
- Reiner Calmund (Fussball)

Detailinformationen und Anmeldung unter:

[www.fifa-ews.com](http://www.fifa-ews.com)

[www.swissportforum.ch](http://www.swissportforum.ch)



Hauptsponsoren

CREDIT SUISSE 

 Basler  
Versicherungen

Co-Sponsoren

Baldehyarini  
BALDESSARINI  
www.tanneresa.ch

HIRSLANDEN  
KLINIK HIRSLANDEN

 JAGUAR

Mercuri Urval

Schulthess 

Supporter

EXPOformer  
SIMPLIFIED SUCCESS.

 schoch  
werkhaus. switzerland.

 SECURITAS

ZWEIFEL  
WEINE

Medienpartner

DIE WELTWOCHEN  EUROSOCCKER

Handelszeitung

SPONSORS

TV-Partner

 TELECLUB

Broadcast

 Mediatec

## Pferd, Rind, Wiesel

Von Henryk M. Broder — Nur ein Wunder kann Gregor Gysi noch retten.



Wer ist der grösste Zauberer aller Zeiten? Harry Houdini, 1874 als Erik Weisz in Budapest geboren, der auf dem Times Square einen Elefanten verschwin-

den liess? Oder David Copperfield, 1956 als David Seth Kotkin in New Jersey geboren, der ein Flugzeug, einen frei in der Luft schwebenden Waggon des Orientexpresses und am Ende sogar die Freiheitsstatue verschwinden liess?

Die Antwort lautet: Der grösste Zauberer ist Rechtsanwalt Gregor Gysi, 1948 in Berlin geboren. Gregors Vater, Klaus Gysi, war ein verdienter Altkommunist, der im Dritten Reich Widerstand geleistet hatte, was ihm in der DDR zu Amt und Würden verhalf – als Botschafter, Kulturminister und Staatssekretär für Kirchenfragen. Sohn Gregor trat 1967 der Staatspartei SED bei; einer grösseren Öffentlichkeit wurde er erst bekannt, als er sich an die Spitze der Reformbewegung setzte und am 4. November 1989, also fünf Tage vor dem Mauerfall, in einer Rede vor 500 000 Menschen auf dem Berliner Alexanderplatz ein neues Wahlrecht forderte. «Gregor Gysi agierte in der DDR in der grauen zweiten Reihe, was ihm ermöglichte, nach dem Zusammenbruch des SED-Regimes frisch rasiert in die erste vorzutreten», schreibt C. C. Malzahn in der *Welt*.

Aber Gysi war mehr als ein Konkursverwalter. Um einerseits das erhebliche Vermögen der SED zu retten, andererseits die Partei im Abgrund der «friedlichen Revolution» verschwinden zu lassen, griff er zu einem Trick, wie ihn auch Rosstäuscher praktizieren, wenn sie Pferdefleisch zu Rindfleisch umdeklarieren. Aus der SED wurde die Partei des Demokratischen Sozialismus (PDS) und aus der PDS Die Linke. Es war das grösste Zauberkunststück aller Zeiten. Nur Gysi blieb Gysi, ein sprachgewandtes Wiesel, das die Rolle des Musterdemokraten so überzeugend spielte, dass sich kaum jemand an seine Zeit als Mitglied der DDR-Nomenklatura erinnern mochte.

Nun aber scheint ihn das Glück verlassen zu haben. Die Hamburger Staatsanwaltschaft ermittelt gegen Gysi wegen des Verdachts einer falschen eidesstattlichen Aussage in eigener Sache. Wenn sich der Verdacht bestätigt, könnte es ihn seine Zulassung als Anwalt und seine Partei den Wiedereinzug in den Bundestag kosten.

Jetzt kann dem grössten Zauberer aller Zeiten nur noch ein Wunder helfen.

## Vom Sonder- zum Sanierungsfall

Von Silvio Borner — Mit einer Flut von wirtschaftsfeindlichen Initiativen sollen sogenannte Marktversagen korrigiert werden. Die Politik ist nicht mehr fähig zu einer klaren Gegenposition.

Schweiz-AG: Vom Sonderfall zum Sanierungsfall?» Das war vor knapp einem Vierteljahrhundert der Titel eines Buches, das ich damals mit zwei inzwischen zu renommierten Kollegen avancierten Assistenten geschrieben habe. Der Inhalt war, dass unser einzigartiges politisches System, also der Sonderfall mit den Elementen Föderalismus und direkter Demokratie, auf eine Krise zusteuern würde. Insbesondere die Tendenz zur grenzenlosen Ausweitung von Volksinitiativen würden zwei wesentliche Politikfelder unfruchtbar werden lassen: Zum einen würde eine strategisch kohärente und mittelfristig konsistente Aussenpolitik in Frage gestellt. Und zum anderen würde die individuelle Freiheit und damit die Grundlage der Marktwirtschaft durch willkürliche und unvorhersehbare Interventionen aufs Spiel gesetzt.

Das Buch kam schlecht an und wird bis heute im Vergleich zu anderen kritischen Schriften zur Schweiz – etwa das immer wieder gern zitierte «Helvetische Malaise» – in die Rumpelkammer von Fehlprognosen verbannt. Das hat vor allem mit dem Zeitpunkt der Erscheinung von 1990 zu tun. Zu jener Zeit war man optimistisch über die Entwicklung der EU wie auch über den schweizerischen Alleingang. Man hoffte, nicht nur von der positiven EU-Entwicklung zu profitieren, sondern auch mit dem Alleingang mit bilateralen Abkommen (oder allenfalls im Rahmen eines EWR) die Liberalisierung der Märkte autonom schneller und besser als im übrigen Europa zu verwirklichen. Genau hier brachten wir unsere grundsätzlichen Zweifel an, was sowohl die EU-Begeisterten wie auch die Alleingänger vergraulte.

### Überhebliche Selbsteinschätzung

Obwohl die 1990er Jahre durch Wachstumsschwäche gekennzeichnet waren, fand man dafür andere Erklärungen wie insbesondere eine zu restriktive Geldpolitik. Ab 2000 geriet dann die EU immer mehr in die Bredouille, während die Schweiz wachstumsmässig auf die Überholspur wechselte, nicht zuletzt dank der eigenen Währung, der Schuldenbremse und der bilateralen Verhandlungen mit dem Freizügigkeitsabkommen als Höhepunkt. Der Erfolg führte in der Schweiz zu einer naiven und überheblichen Selbsteinschätzung der

wirtschaftlichen und politischen Situation und dazu, dass das Versagen in der Aussenpolitik und die Schwächung der Marktkräfte durch eine von Initiativen getriebene Regulierungslawine vorerst ausgeblendet wurden.

Was wir schon 1990 befürchteten, droht nun heute und morgen Wirklichkeit zu werden. Die Schweizer Politik gegenüber den USA, der EU, aber auch den aufstrebenden Ländern dieser Welt ist tatsächlich bereits zu einem Trauerspiel verkommen. Der Bundesrat ist von Mitte-rechts nach Mitte-links gerutscht, weil die SP mit den Grünen, die SVP mit der BDP und die Freisinnigen mit den Grünliberalen von links herausgefordert wurden, während die von Natur aus wankelmütige CVP dies von sich aus inszeniert. Eine von der Innenpolitik abgeschirmte und in sich geschlossene Aussenpolitik ist so nicht mehr möglich.

Noch gefährlicher ist die Flut von markt-widrigen und wirtschaftsfeindlichen Initiativen, wobei die Minder-Initiative im Vergleich zur Mindestlohn-, Erbschafts-, Atomausstiegs-, 1:12-, Cleantech-Initiative und vieler weiterer angekündigter Vorhaben in den zentralen Märkten noch relativ harmlos ist. Das Problem hat hier zwei Wurzeln: Zum einen verstehen die meisten Leute nicht, wie Märkte funktionieren, und wollen bestenfalls in



guter Absicht sogenannte Marktversagen beheben; zum anderen ist unsere Regierung infolge ihrer internen Zersplitterung sowie ihrer zerbröselten Basis im Parlament nicht mehr in der Lage, diesen teilweise irrwitzigen Volksinitiativen – die in Tat und Wahrheit Parteiinitiativen sind – klare Gegenpositionen entgegenzustellen. In den meisten Fällen müssten das klare Ablehnungen ohne Gegenvorschläge sein. Doch heute sind die Gegenvorschläge in der Regel fast so schädlich wie die Initiativen selbst.

Wer mit Sicherheit immer gewinnt, ist die staatliche Bürokratie. Und wer mit Sicherheit immer verliert, ist der freie Markt. Wetten, dass unser Buch in ein paar Jahren wieder hochaktuell sein wird? Doch wer zu spät kommt, den bestraft die Geschichte, wie schon Gorbatschow sagte. Und wer zu früh kommt, den straft die Politik, welche es versäumt hat, die notwendigen Reformen zu verwirklichen.

Wir sind auf dem besten Weg zu einem kalifornischen Abstimmungschaos.



## «Back to the U. S. S. R.»

Von Hansrudolf Kamer — Sowjetnostalgie in Russland, Reformängste in China. Xi Jinping beschwört den Niedergang der Sowjetkommunisten und fordert leninistische Disziplin.



Es war im Mai 2003 auf dem Roten Platz in Moskau, als ein Sechzigjähriger endlich den Song anstimmte, den alle hören wollten – Paul McCartney mit «Back in the U. S. S. R.». Das Lied, das mit den dröh-

nenden Jet-Motoren beginnt, war 1968 entstanden, als die Beatles noch Sowjet-offiziell als das «Rülpsen der westlichen Kultur» bezeichnet wurden.

Es ist keine Ironie der Geschichte, dass eine neue Umfrage eine wachsende Sowjetnostalgie in Russland belegt. Zurück zum Alten: Mehr als 40 Prozent würden gerne im politischen System der Sowjetunion leben, und 51 Prozent äussern Präferenz für ein Sowjetsystem mit zentraler Planung und Verteilung.

Das Ergebnis erstaunt nicht. Viele Russen glauben, so meint die *Moscow Times* etwas pathetisch, dass der Aufbau einer neuen, post-sowjetischen Zukunft in eine ideologische Sackgasse geraten ist. Wachsende Ungleichheit in der Gesellschaft, veraltete Infrastruktur, Zusammenbruch im staatlichen Erziehungssystem und Berge von Problemen im Gesundheitswesen wecken Befürchtungen.

Ein Witzbold hat im Netz das gleiche Foto zweimal publiziert – einmal mit der Überschrift «Tscheljabinsk nach dem Meteoriteneinschlag», einmal mit «Tscheljabinsk vor dem Meteoriteneinschlag». Vor diesem Hintergrund wirkt es verständlich, dass das Ansehen Wladimir Putins, der den Zerfall der Sowjetunion als die grösste geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet hat, im Sinkflug ist. Der starke Mann redet zwar periodisch eine Reformsprache, scheint aber unfähig, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme des Landes zu bewältigen.

Sowjetnostalgie hat auch anderswo Konjunktur. Auf einer Rundreise in der Provinz Guangdong evozierte der neue Führer Chinas, Xi Jinping, hinter verschlossenen Türen die Lehren aus dem Niedergang der UdSSR. Sein Credo war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, doch die Ausführungen gelangten ins Netz und von dort in die *New York Times*.

Warum zerfiel die Sowjetunion? Warum kollabierte die Kommunistische Partei? Xis Antwort war klar: Ideale und Überzeugungen

waren ins Wanken geraten. Politische Fäulnis, ideologische Häresie und Verrat des Militärs brachten das Regime zum Einsturz.

Einfache Diagnose, einfaches Rezept. Xi Jinping, auf dem wieder einmal westliche Reformhoffnungen ruhen, forderte die Rückkehr zur traditionellen leninistischen Disziplin. Er will unter allen Umständen kein chinesischer Gorbatschow werden.

### Gorbatschows Irrtum

Auch der Vater der Perestrojka in Russland war kein wilder Revolutionär und huldigte meistens der Orthodoxie. Er wollte schliesslich nicht die Herrschaft der Partei beenden, sondern sie lediglich reformieren und überlebensfähig machen. Es missglückte gründlich.

Rückblickend glaubte Gorbatschow später, er habe die Grundlagen für eine soziale Marktwirtschaft gelegt und mit freier Meinungsäusserung und echten Wahlen ein gutes sozialdemokratisches Projekt für die Sowjetunion auf die Beine gestellt. Durch den August-Putsch der Konservativen 1991 und die Offensive der Rechtsradikalen unter der Führung von Boris Jelzin sei das Ganze zerstört worden.

Natürlich war weder Jelzin rechtsradikal noch Gorbatschow ein Sozialdemokrat. Beide sind im gleichen Stall gross geworden, argumentierten und agierten als waschechte Leni-

nisten. Was folgte, sei wilder Kapitalismus gewesen, lamentierte Gorbatschow. An den Folgen – Verarmung, Verbrechen und Korruption – laborierte Russland immer noch herum, auch wenn Putins Politik Verbesserungen gebracht habe.

Für China ist Gorbatschow ein abschreckendes Beispiel. Die Parteiführung versucht sich am Unmöglichen, an der Quadratur des Kreises. Seit seiner Erhebung zum Parteichef oszilliert Xi zwischen der Forderung nach unbedingtem Machterhalt der Partei und dem Versprechen herkulischen Ausmistens.

Korruptionsbekämpfung in Einpartei-Regimen ist immer ein Synonym für Machtkampf. Es geht um die eingewurzelten Interessen der einen Parteigruppe gegen die Pfründen einer andern. Paralyse folgt. Der Reformansatz versandet.

Die alte Frage lautet: Kann die Gesellschaft unter Kontrolle gehalten werden, wenn reale Reformen beginnen? Die Antwort ist eindeutig. Reform heisst in Autokratien Freisetzung unterdrückter gesellschaftlicher Energien. Es wird wild, wie Gorbatschow mit Bedauern feststellte, es fliegen die Fetzen. Um diese politische Grundfrage kommt bei allen Unterschieden auch Xi Jinping nicht herum, wenn er das Schicksal der einstigen Bruderpartei vermeiden will.

Paul McCartney hatte nach eigenem Bekunden keine Ahnung von der real existierenden Sowjetunion. Sein Song ist eine halbironische Hommage an Chuck Berry und die Beach Boys. Er singt ein Loblied auf die Girls Russlands, der Ukraine und Georgiens. Kein Wunder, dass die Menge auf dem Roten Platz in Ekstase geriet. Zurück in die Sowjetunion wollte sie trotzdem nicht. ○



Rückkehr zur traditionellen leninistischen Disziplin: Chinas neuer Führer, Xi Jinping (l.).

## «It's politics, stupid!»

Von Christoph Mörgeli

Pascal Couchepin – einer der Drahtzieher von Christoph Blochers Abwahl – beruhigte nachträglich, dies sei «keine ausserordentliche Erscheinung». Ausschlaggebend, so betonten 2007 Blochers Gegner, sei «nicht die Politik» (*Zürichsee-Zeitung*), sondern der «Charakterzug Blochers» (*Der Bund*) und die «Geringschätzung der Konkordanz» (*Blick*). Der *Tages-Anzeiger* titelte: «Kollegialität war noch nie Blochers Stärke». Der *Landbote* lamentierte über «Blochers ruppigen Stil». Die *Zürichsee-Zeitung* («Das Politsystem bleibt stabil») spottete über die «Mär von Mitte-Links». Und das *St. Galler Tagblatt* versicherte, Nachfolgerin Eveline Widmer-Schlumpf sei «eine durch und durch bürgerliche Frau».

Dabei teilte Widmer-Schlumpf schon zuvor keine einzige wesentliche Position «ihrer» SVP. Weder beim EWR noch bei der Uno. Weder bei Schengen noch beim Steuerpaket. Weder bei der Ausschaffungs-, noch bei der Einbürgerungs- oder Minarettinitiative. Der Austausch von Blocher durch Widmer-Schlumpf war politisches Kalkül reinsten Wassers. Exakt deswegen haben die Genossen Ursula Wyss und Andrea Hämmerle, der Grüne Joe Lang oder die Christ-Sozialen Christophe Darbellay und Lucrezia Meier-Schatz die Intrige inszeniert.

Seither wurde das Bankkundengeheimnis geschleift. Die Zahl der Asylgesuche hat sich seit Blocher verdreifacht. EU-Beitritt und Massenzuwanderung werden schleichend am Souverän vorbei vorangetrieben. Für EU-Kohäsion, Entwicklungshilfe und Weltbank buttert der Bundesrat immer neue Milliarden ins Ausland. Familien- und Lebensentwürfe werden zur Staatsaufgabe. Die Energiewende mit Atomausstieg und fünf Franken teurem Benzin pro Liter ist beschlossene Sache. Cleantech und ökologische Steuerreform ersetzen Marktwirtschaft und Wettbewerb.

Bei alledem rennt die «durch und durch bürgerliche» Widmer-Schlumpf vorneweg. Der Wahlkampfmanager von Bill Clinton prägte 1992 selbst für Dummköpfe ein Schlagwort für die Bedeutung der Wirtschaft: «It's economy, stupid!» Bei der Abwahl von Christoph Blocher ging es nicht um Kollegialität. Nicht um Stil. Sondern einzig um eine politische Spitzkehre. Richtung links. Das merkt heute sogar der grösste Blödmann: «It's politics, stupid!» Heute schwafelt der Bundesrat bereits von «grüner Wirtschaft». Und morgen wohl von «roter Wirtschaft».

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Benedetto auf Fidels Spuren

Von Peter Bodenmann — Greise unter sich: Von Kuba lernen heisst siegen lernen.



Antizipieren mittels Demissionieren: Fidel Castro (l.) und Papst Benedikt XVI., März 2012.

Fidel Castro zog vor fünf Jahren die Reißleine: Er machte seinen Bruder Raúl zum Nachfolger, um zu verhindern, dass sein körperlicher und geistiger Zerfall zum Symbol des leicht maroden kubanischen Regimes werden würde. Antizipieren mittels Demissionieren.

Vor einem Jahr weilte Papst Benedetto in Kuba. Zwei Greise trafen sich, der ehemalige Diktator Kubas und der Alleinherrscher über den Vatikanstaat und über seine Katholiken.

Jetzt tritt auch Benedikt XVI. zurück. Obwohl seit 700 Jahren kein Papst mehr von seinem Amt zurücktrat. Obwohl sein polnischer Vorgänger den qualvollen Tod im Amt als Leidenweg des Stellvertreters Christi auf Erden eben erst massenwirksam inszenierte hatte.

### Der Befreiungstheologen-Fresser

Das kirchenpolitische Resultat nach acht Jahren Ratzinger: Die Frauen waren, sind und bleiben Katholiken zweiter Klasse. Geschiedene werden nicht nur bei der Kommunion wie Aussätzige behandelt. Priester dürfen keine Frauen und auch keine Klosterfrauen heiraten. Der Missbrauch von Kindern wird nur halbherzig offengelegt. Die christliche Soziallehre bleibt im Tiefkühlfach. Wer theologisch nicht spurte, hat seinen Job bereits verloren.

Bisher ernannte jeder Papst jene Kardinäle, die nach seinem Tod jeweils den neuen Papst wählten. Ein relativ gut funktionierendes Per-

petuum mobile, damit der jeweilige Nachfolger der Spur seines Vorgängers folgte. Nur wenige Ausnahmen bestätigen die Regel.

Ratzinger hat als Chef der Glaubenskongregation alle Abweichler vom rechten Glauben unerbittlich in die Enge getrieben. Er war – traumatisiert durch die 68er Jahre an deutschen Universitäten – ein erfolgreicher Befreiungstheologen-Fresser. Viele haben offene Rechnungen mit ihm, die sie im Geheimen gerne begleichen würden. Können sie nicht, solange Ratzinger weiterlebt. In der Logik der Katholiken gilt: einmal Papst, immer Papst.

Ratzinger kann und wird die Wahl seines Nachfolgers aufmerksam begleiten. Dies von seinem neuen klösterlichen Refugium aus, wo er – der frauenfeindlichen Logik seiner Kirche folgend – von vier Laienschwestern liebevoll umsorgt werden wird.

Abt Martin Werlen hat keine Chance, Papst zu werden. Schlimmer, niemand ruft nach ihm. Zum Trost wird Bruder Werlen etwas Geld vom reuigen, da ertappten Sünder Daniel Vasella, der im Beirat des Klosters Einsiedeln sitzt, erhalten. Für die überfällige weitere Renovation des Klosters. Weil der Almosenkanton Schwyz wegen Steuergeschenken an Leute wie Vasella dafür kein Geld hat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Jugendsünden aus späten Tagen

Von Kurt W. Zimmermann — Res Strehle, der Chef des *Tages-Anzeigers*, ist der letzte Linke unter den linken Karrierejournalisten.

Wenn man mit Filippo Leutenegger über seine radikale Vergangenheit redet, ist das stets amüsant. Der spätere TV-Chefredaktor und heutige FDP-Nationalrat erzählt gern ein paar flotte Geschichten aus seiner Aktivistenzeit.

Wenn man mit Jürg Wildberger über seine radikale Vergangenheit redet, ist das stets amüsant. Der spätere Chef von *Facts* und TV3 und heutige Unternehmensberater erzählt gern ein paar flotte Geschichten aus seiner Kommunistenzeit.

Viele ehemalige linke und linksradikale Journalisten beschreiben ihre Vergangenheit heute mit Selbstironie. Das gilt für Leutenegger und Wildberger genauso wie für Markus Somm von der *Basler Zeitung*, David Sieber von der *Südostschweiz* oder Willi Wottreng von der *NZZ am Sonntag*.

Nur einer redet nicht selbstironisch über seine alten Zeiten. Das ist Res Strehle, 62, der Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Wenn man ihn über seine radikale Vergangenheit befragt, dann schweigt er verklemmt.

Strehle ist derzeit das grosse Thema der Medienbranche. Die *Weltwoche* hatte ihm seine früheren Sympathien für allerlei Terroristen unter die Nase gerieben.

Ich kenne Strehle seit alten Zeiten. Ich bestätige gern: Er war mit Sicherheit der Linksextremste unter unseren linken Karrierejournalisten.

Strehle war der einzige rote Aufsteiger, der auch den bewaffneten Widerstand glorifizierte. So weit ging sonst keiner. Natürlich rief er nicht gerade zum Guerillakrieg gegen das kapitalistische Schweizer Unrechtsregime auf. Aber er rechtfertigte den Mord als politische Waffe in Ländern wie Portugal oder der Türkei.

Sind das Jugendsünden? Nun, dann muss zumindest Strehles Jugend sehr lange gedauert haben. Als Vierzigjährige waren Ex-Linke wie Leutenegger, Wildberger und Somm längst politisch eingemittelt und in Führungspositionen angekommen. Strehle schrieb als Vierzigjähriger immer noch Hymnen auf den bewaffneten Widerstand.

1995 bekam Strehle den ersten Vertrag bei einem bürgerlichen Blatt. Es war beim Newsmagazin *Facts*. Ich war damals Herausgeber von *Facts*. Jürg Wildberger war Chefredaktor. Wir stellten ihn an, weil uns sein Talent mehr als seine Vergangenheit interessierte. Er schrieb für uns glänzende Artikel, etwa über Patientenfragen und Wirtschaftskriminalität.

Strehle ist bis heute ein Linker geblieben. Damit habe ich auch heute kein Problem. Aber das



Bekanntnis zur Intransparenz: Strehle.

unterscheidet ihn von seinen ehemaligen, konvertierten Genossen. Er ist damit ein Exot. Seine früheren Kampfgefährten in den heutigen Kaderpositionen denken inzwischen alle konservativ. Nur Strehle ist immer noch links. Im Politikteil seines *Tages-Anzeigers* kommt es kaum je vor, dass das Blatt bürgerlich argumentiert.

Weil er bis heute links steht, will er nicht über seine Vergangenheit reden. Er will sich nicht gegen aussen von etwas distanzieren, an das er innerlich immer noch glaubt. Er will kein Verräter an der Sache und an seinen Weggefährten sein. Darum gelingen ihm keine selbstironischen Anekdoten aus dem militanten Aktivdienst, wie sie Leutenegger oder Wildberger gelingen.

Strehle schweigt. Er sagt, er wolle selber entscheiden, «zu welchem Zeitpunkt ich welche Debatte führe». Natürlich ist diese Argumentation eine Schande für jeden Journalisten. Man stelle sich vor, ein Blocher oder ein Vasella wollten eigenmächtig entscheiden, wann sie eine Debatte über sich selbst für angemessen hielten. Die Journalisten würden sie für dieses undemokratische Bekenntnis zur Intransparenz zu Recht grillieren.

Ich habe Strehle gesagt, seine Haltung erinnere mich an Nordkorea. Er war etwas beleidigt.

Mehr zum Thema: Seite 30

# Übermüdet

Von Beatrice Schlag — Wenn Schlafmangel zum Milliardenverlust wird.

Bevor mir vor vierzehn Jahren der Korrespondentenjob in Kalifornien angeboten wurde, dachte ich, die Schweizer seien ein ungemein arbeitsames Volk. In Los Angeles kamen mir Zweifel: Mit dem Arbeitspensum der meisten Amerikaner konnten wir nicht mithalten. Die *Angelenos*, die ich kennenlernte, hatten zwei Wochen Ferien im Jahr und leisteten klaglos unbezahlte Überstunden. Eine 70-Stunden-Woche schien üblich, ein freies Wochenende war die Ausnahme. Laut Statistik arbeiteten die Hälfte der Amerikaner auch in der Ferien. Wir Schweizer waren also nicht so konkurrenzlos emsig, wie mir beigebracht worden war.



Das ist nicht mehr so. Die meisten Angestellten haben in der Schweiz zwar immer noch deutlich mehr Ferien als in den USA, aber die Ansprüche an unsere Leistungen haben sich verändert. Je nach Beruf mussten wir schneller, schlanker und kundenorientierter werden. Das bedeutete mehr Arbeit und vor allem weniger Schlaf. Siebzig Prozent der Amerikaner sind nach vorsichtigen Schätzungen chronisch übermüdet. In der Schweiz sind es vermutlich kaum weniger. Zehn bis zwölf Stunden täglich am Arbeitsplatz zu verbringen, ist für viele inzwischen normal.

Die Frage, wie effizient man über so viele Stunden arbeitet, wurde immer wieder gestellt. Dass ein kurzer Mittagsschlaf im Büro ein Segen wäre, wird seit Jahren propagiert – und kaum in einem Betrieb ermöglicht. Denn der zwischendurch dösende Mitarbeiter entspricht nicht dem dynamischen Leitbild.

Doch in den USA wird Kritik an diesem Leitbild lauter. Energie, sagen die Forscher, sei so endlich wie Arbeitszeit. Aber im Unterschied zu Letzterer sei sie erneuerbar, wenn man Pausen einlege. Länger als 90 Minuten, beweisen mehrere Untersuchungen, sei der Mensch nicht am Stück produktiv. Die beste Leistung erbringe, wer über den Tag verteilt nicht mehr als viereinhalb Stunden arbeite.

Das hören Arbeitgeber nicht gern. Aber auch nicht, dass der Schlafmangel der Angestellten die amerikanischen Firmen laut einer Harvard-Studie im Jahr über sechzig Milliarden Dollar an verlorener Produktivität kostet.

## Leserbriefe

«Dieses Zuviel an Zuwendung produzierte all die verwöhnten Selbstverwirklicher.» *Lukas Brüttsch*



«So wenig wie möglich, aber so viel wie nötig»: Kinderkrippen.

### Keine schlechte Mutter

Nr. 7 – «Gestörte Kinder»;  
Daniela Niederberger über Kinderkrippen

Ich mag die liberal-konservative Linie der *Weltwoche*. Umso befremdlicher war der Artikel zum Thema Kinderbetreuung. Ich würde mich jedenfalls über eine Prise friderizianischen Liberalismus («jeder nach seiner Fassung») freuen. Nebenbei, Verantwortung für die Familie übernehmen heisst auch: Verantwortung für die Form der Kinderbetreuung zu übernehmen. Die in Ihren Artikeln immer wieder vorherrschende Haltung ist aber noch nicht einmal konservativ: Dass sich ein Elternteil vollumfänglich den heute üblichen zwei Kindern widmet, ist eine Erscheinung, die vielleicht fünfzig Jahre zurückreicht, ist also durchaus neumodisch. Es mag ein Zuwenig an Bezug geben für ein Krippenkind, insbesondere bei einem Wechsel der Bezugsperson. Aber es gibt mit Garantie auch ein Zuviel. Und dieses Zuviel an Zuwendung produzierte all die verwöhnten Selbstverwirklicher, die heute vom Staat eine gleiche Rundumbetreuung fordern, wie sie sie von ihrem Mami bekommen haben. Krippen mögen etwas Härte in die Kindheit bringen. Ich persönlich freue mich aber bereits auf eine heranwachsende Generation, die seit dem frühen Kindesalter zu kämpfen gelernt hat. *Lukas Brüttsch, Muri*

Kompliment für die letzte Ausgabe. Wie so oft, habe ich viele Artikel gelesen und geschätzt –

sorgfältig formuliert, anregend, provokativ. Dagegen, dass ich nie alle Artikel lese, können Sie rein gar nichts tun. Denn bei meinen Hobbys (u. a. Lesen) und auch im Beruf haben meine Frau und ich bewusst Abstriche gemacht zugunsten des gemeinsamen, aktiv engagierten Familienlebens. Um nach der Geburt des ersten Kindes nach vier Monaten nicht zurück in den Job zu müssen, hat meine Frau ihre Stelle kündigen müssen. Um nach acht Jahren und mit vier Kindern wieder halbtags in die Berufswelt zurückkehren zu können, sind wir auf Krippe, Frühkindergarten, Tagesmutter und Mittagstisch angewiesen: so wenig wie möglich, aber so viel wie nötig.

*Marcello Alleca, Trélex*

Die Autorin – gleichzeitig Mutter – scheint wie viele Eltern das Bedürfnis oder den Bedarf zu haben, berufstätig zu bleiben. Muss ich ihr gratulieren, dass sie diesen Artikel verfassen konnte, ohne die Kinder in eine Stress produzierende und Bedürfnis negierende Kita abgeben zu müssen? Stresssituationen und unbefriedigte Bedürfnisse erleben Kleinkinder in jeder Betreuungssituation – sei es zu Hause, wenn sie von Grosseltern oder Freunden oder eben in der Krippe betreut werden. Ich kann mein weinendes Baby auch nicht immer umgehend trösten oder stundenlang auf dem Arm tragen. Gerade dann nicht, wenn meine zweieinhalbjährige Tochter einen Trotzanfall hat, welcher in einem totalen Wutausbruch endet. Deshalb bin ich keine schlechte Mutter

und ziehe auch keine zwei gestörten Kinder gross. Die tägliche Stressbewältigung durch eine gute Eltern-Kind-Beziehung erscheint mir dabei zentral. Hierbei ist nicht Quantität das Mass aller Dinge, sondern Qualität. Ich bin in der privilegierten Lage, einen Teilzeitjob zu haben und meine Kinderbetreuung auf Grosseltern und Krippe aufteilen zu können. Dies gibt mir bei meiner Hauptaufgabe als Mutter zusätzliche Ressourcen, um den individuellen Bedürfnissen meiner Kinder so gut wie möglich nachzukommen. Ich wünsche mir von allen Seiten mehr Vertrauen in die Eltern. Sie können nämlich am besten einschätzen, welche ausserelterliche Betreuung für ihre Kinder gut und möglich ist. Dafür braucht es weder Studienergebnisse noch aufgedrängte Pauschallösungen. *Simone Tuena, Adliswil*

Der Artikel macht nachdenklich. Die persönlichen Erfahrungen kommen dazu. Nichtsdestotrotz wird der neue Verfassungsartikel über die Familienpolitik wohl angenommen werden. Die schweizerische Demokratie funktioniert in diesem Fall als Basisdiktatur, geboren in den Niederungen des sozialistischen Mainstream, gewürzt mit einer Prise «gesundem Menschenverstand» von den lieben, verantwortungslosen Netten.

*Peter Meier, Volketswil*

### Besuch lohnt sich

Nr. 7 – «Bild der Freiheit»; Mathias Döpfner über «L'Origine du monde»

Zum Artikel wäre anzumerken, dass in Courbets Geburtsort, dem Städtchen Ornans nahe der Schweizer Grenze zwischen Pontarlier und Besançon, ein sehenswertes, im Jahr 2011 modern renoviertes Museum mit zahlreichen Werken des Künstlers den Besuch lohnt. Es vermittelt ein sorgfältig komponiertes Spektrum aus dem facettenreichen Schaffen des grossen Vorkämpfers für den Realismus in der Malerei. *André Lambert, Baden*

### Riskieren und Verantwortung übernehmen

Nr. 7 – «Der radikale Herr Strehle»; Philipp Gut über die Vergangenheit des *Tages-Anzeiger*-Chefredaktors

«Wer mit zwanzig nicht Sozialist ist, dem mangelt es an Enthusiasmus; und wer es mit vierzig immer noch ist, an Verstand.» Diese Aussage soll von Bismarck stammen und ist wohl heute noch gültig, wie der Fall Strehle zu zeigen scheint. Intelligenz hat offensichtlich nicht viel mit Verstand zu tun. Unter Hochschulabsolventen gibt es kaum mehr verständige Menschen als unter Handwerkern. Manchmal fragt man sich sogar, wie viel Hochschulstudium ein Mensch unbeschadet erträgt. Viele Studierende studieren lieber, als dass sie arbeiten. Oft sitzen sie in staatlichen Gre-



mien, in Gewerkschaften und in der Politik und erfinden Probleme, die sie gegen guten Lohn zu lösen vorgeben, was manchmal gar nicht so leicht ist angesichts der Realität. Darum müssen die Damen und Herren so viel diskutieren und kämpfen und mit ihrer Ideologie die Welt verbessern mit dem Geld der arbeitenden Bevölkerung. Zum Glück gibt es auch Menschen, die ihr Denkvermögen nicht einer Trendideologie unterordnen und keine Meinungsmakler sind, Menschen, die etwas riskieren und Verantwortung übernehmen für das, was sie tun und denken.

Maximilian Spoerri, Zeiningen

### Neidgetriebene Versager

Nr. 7 – «Gerechtigkeit, gallig-grün und gelb»; Urs Paul Engeler über die Minder-Initiative

Urs Paul Engeler, den ich sehr schätze und dessen Artikel ich gerne lese, stellt mich – und alle anderen Befürworter der Minder-Initiative – als neidgetriebenen Versager dar, dem es lieber schlechter geht, als dass er anderen etwas gönnt. Anstatt sachlich über die Initiative zu schreiben, werden sehr viele Leser beleidigt. Das ist nicht gut. Markos Pliakas, Bülach

### Juristen, Sozialhelfer, Übersetzer

Nr. 7 – «Asylmagnet in den Alpen»; Andreas Kunz über Immigration

Den entscheidenden elften Grund für die hohe Zahl an Asylanten haben Sie unterschlagen. Das Problem ist nicht nur die Attraktivität der Schweiz für die Asylanten, sondern vor allem die Attraktivität der Asylanten für die Heerscharen von Juristen, Sozialhelfern, Übersetzern, Vermietern, Flüchtlingshelfern, für die Securitas und allen voran für die Caritas. Über zwei Milliarden werden (zu) grosszügig verteilt, und wer sägt schon am Ast, auf dem er sitzt? Simonetta Sommaruga wird sich hüten, ihren Genossen diese lukrativen Jobs streitig zu machen. Karl Hoppler, Weggis

### Eigene Beurteilung

Nr. 6 – «Was nun, Frau Leuthard?»; Markus Schär über die Energieministerin

Wer Bundesrätin Doris Leuthard auch nur aus Distanz kennt, der weiss, dass sie ihre Entscheidungen nicht basierend auf Geflüster, sondern aufgrund ihrer eigenen Beurteilung der Fakten trifft. Dass die *Weltwoche* gerne übertreibt und mich deshalb zum «Einflüsterer» der Bundesrätin macht, ehrt mich natürlich, auch wenn es nicht der Realität entspricht. Genauso wenig wie der Umstand, dass die *Weltwoche* den Wirtschaftsverband Swisscleantech bewusst kleiner macht, als er ist. Statt angeblich zweihundert Unternehmen vertritt unser Wirtschaftsverband über dreihundert Firmen. Als professionell geführter Wirtschaftsverband

band leisten wir einen aktiven Beitrag an die Energiewende, auch wenn uns die *Weltwoche* zum «Lobbygrüppchen» runterschreibt.

Nick Beglinger, Präsident Swisscleantech

### Einen Schritt zu weit gegangen

Nr. 4 – «Hitziger Sturkopf»; Filmkritik zu «Lincoln» von Wolfram Knorr

Dass Genies auch mal Böcke schiessen, ist bekannt. Warum sollte da Steven Spielberg eine Ausnahme sein? Dass dieser künstlerische Fauxpas so viele Oscar-Nominierungen erhalten hat, ist schon weniger verständlich. Hier ist wohl die *political correctness* einen Schritt zu weit gegangen in Richtung *ideological correctness*. Eigentlich ist dieses Sujet nicht neu. Es wurde von den Sowjets in den Fünfzigern und Sechzigern mehr als einmal verfilmt beziehungsweise auf die Bühne gebracht, mit Lenin als Hauptfigur. Immer nach dem Motto: «Der Vater der Nation ist auch nur ein Mensch.» Dass die *Weltwoche* diesen Langweiler aber mit fünf Sternen auszeichnet, ist schon erstaunlich. So *God's own country*-gefällig kann man gar nicht sein. Wer sich für die im Film breit ausgewalzten Details um die Annahme des dreizehnten Zusatzartikels interessiert, kann das bestimmt irgendwo besser nachlesen. Und für die patriotische Erziehung kleiner Amerikaner ist der Film auch nicht geeignet: Bei seinen 150 Minuten Länge würden die Halbwüchsigen unweigerlich dem Schlaf der Gerechten erliegen. Oleg Ayranov, per E-Mail

### Korrigenda

Im Artikel «Ein Segelboot und ein Pferd» («Hochzeit», *Weltwoche* Nr. 5/13) gab es einige Ungenauigkeiten. Richtig ist: Das verheiratete Paar heisst Patricia und Peter Lützelschwab-Wirz. Die Hochzeit fand im August statt. Der Ring wurde Patricia überreicht. Die beiden besitzen ein Eigenheim. Wir entschuldigen uns für diese Fehler. Die Redaktion

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man das Parfüm, das einem der Freund geschenkt hat und das man nicht mag, über Ricardo weiterverkaufen? Simone Messmer

Okay, eigentlich nein, das lässt Sie wie ein undankbares, gieriges Stück wirken. Der Volksmund sagt: Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Und man verkauft ihn schon gar nicht über Ricardo. Aber der Volksmund sagt nicht, was zu tun ist, wenn man z. B. Pferdehaarallergie hat. Oder in der Wohnung keine Gäule halten darf. Was nun? Wohin mit dem Gaul oder eben dem Parfüm? Es zu verschenken, würde Sie etwas dankbarer wirken lassen. Und auch der Volksmund sagt: Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Sagen Sie beim Schenken allerdings nicht: «Ich finde es total nuttig. Aber dir würde es wahnsinnig gut stehen!» Seltsamerweise wird es keine Ihrer Freundinnen erhalten wollen. Deshalb: Verhöckern Sie es auf Ricardo, auf dem Pferdemarkt, wo immer Sie wollen, oder haben Sie den Volksmund jemals sagen gehört: «Parfüm, das unbenutzt im Bad rumsteht, macht glücklich»? Sie dürfen nur nicht vergessen, es Ihrem Freund zu sagen, a) wegen der Ehrlichkeit und b) bekommen Sie das Zeug sonst noch jahrelang. Ehrlich. Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# «Tatort» Schweiz

Wenn ein urchiger Bergbauer geschneigelte Investoren mit der Mistgabel vertreibt oder eine Luzerner Fasnachtszunft sich als skrupelloser Mafiaverein erweist, so läuft am Fernsehen der Schweizer «Tatort». Wie kommt das Fernsehen dazu, ein solches Bild der Schweiz zu zeichnen? *Von Rico Bandle*



*Fehlende Leichtfüßigkeit:* Hauptdarsteller Stefan Gubser und Delia Mayer.

Die Herren der Zunft schreiten zur Geheimversammlung in der glänzend weissen Wohnung ihres Zunftmeisters. Dieser befindet sich in einer Notlage, seine Firma ist in Konkurs gegangen, sein Sohn ist drogenabhängig und sitzt im Gefängnis. Nun fleht er seine wohlhabenden Zunftfreunde um ein Darlehen für die Kautions- und den Entzug an. Doch die bleiben hart. Geld gibt's keines, und der Meister wird gleich noch aus der Zunft rausgeworfen. «Ein Zunftmeister kann keinen drogensüchtigen und kriminellen Sohn haben. Du hast keinen guten Ruf mehr», sagt ein Herr in dem lieblich-belehrenden Ton, den schlechte Pädagogen gegenüber Kindern aufsetzen.

Es war einer der Schweizer «Tatort»-Momente, die einen zusammensucken lassen. Da ist eine korrupte, hinterwäldlerische Männergesellschaft, deren Mitglieder an einem Tag im Hotel eine Prostituierte vergewaltigen und

am anderen ein um Hilfe flehendes Mitglied knallhart rauswerfen, weil es angeblich den harten moralischen Ansprüchen der Zunft nicht genügt.

«Schmutziger Donnerstag» war der vierte Schweizer «Tatort», seit SRF vor zwei Jahren wieder bei der deutschen Krimireihe eingestiegen ist. Nach neun Jahren Abstinenz weckte die Rückkehr sowohl bei Zuschauern als auch in der Filmbranche grosse Erwartungen. Die Aufmerksamkeit, die der «Tatort» im gesamten deutschen Sprachraum geniesst, ist beispiellos: Der Krimi wird auf SRF, ARD und ORF am Sonntagabend, dem begehrtesten Sendeplatz der Woche, ausgestrahlt. Allein in Deutschland schauen jeden Sonntag zwischen sechs und zwölf Millionen Leute zu – ein solches Publikum erreicht keine andere Schweizer Produktion. Die zwei jährlichen Schweizer «Tatorte» sind das grösste Schaufenster für

das Schweizer Film-, vielleicht sogar für das gesamte hiesige Kulturschaffen.

## Warten auf peinliche Szenen

Das Schweizer Fernsehen konnte einige der bekanntesten Schweizer Regisseure verpflichten, für die letzte Folge zum Beispiel Dani Levy, der mit Filmen wie «Alles auf Zucker» auch in Deutschland grosse Kinserfolge feierte.

Und trotzdem blieb nach jeder Folge ein Unbehagen. Weshalb grölten zum Beispiel in «Schmutziger Donnerstag» die Polizisten an den Sitzungen wie Schuljungen herum? Und weshalb stieg die Ermittlerin in einer Huschhusch-Aktion mit einer Frau ins Bett? Beides trug zur Geschichte nichts bei, war blosser Effekt. Die deutsche Boulevardzeitung *Bild* titelte passend: «Kann man den Schweizer «Tatort» nur noch mit Lesbensex retten?»



Klar, über den «Tatort» herzuführen, ist Teil des Krimivergnügens geworden: Egal, ob in Deutschland, Österreich oder der Schweiz, Tausende von Fans warten begierig auf peinliche Szenen, um sie hämisch daheim auf dem Sofa oder öffentlich auf Twitter zu kommentieren. Bei den Schweizer «Tatorten» hat man aber oft das Gefühl, die Macher lieferten bewusst Steilvorlagen für diese Klientel. Weshalb sonst lässt man einen knorrigen Bergbauer mit der Heugabel auf den geschniegelten Investor losgehen? Sollte das lustig sein? «Nein, wenn man darüber lacht, so ist das nicht gut», sagt Lilian Räber, SRF-Fernsehfilmchefin, die für den «Tatort» verantwortlich ist. Weshalb dann eine solche Szene, solche klischierten Figuren? «Die Heugabel ist nun mal die Waffe, die der Bergbauer in jener Situation sofort zur Verfügung hatte.»

### Das Grauen hinter der putzigen Fassade

Es ist ja nicht so, dass der Schweizer «Tatort» übermässig abfallen würde – auch bei unseren Nachbarn gibt es viele hanebüchene Folgen. Bei den hiesigen «Tatorten» fällt aber auf, wie oberflächlich und grobschlüchtig die Gesellschaft gezeichnet ist. Die Macher bemühten sich gar nicht erst, zu erörtern, wie eine Fasnachtszunft tatsächlich funktioniert oder wie Grossinvestoren im Immobilienbereich vorgehen. Stattdessen stellten sie die Milieus so dar, dass diese in ihr vorgezeichnetes Schema pasten.

Man scheint von den Schweizern nichts anderes mehr zu erwarten. «In Deutschland hat der Schweizer «Tatort» leider keinen guten Ruf», sagt Dani Levy, der seit dreissig Jahren in Berlin lebt. «Das hat mit den unglücklichen Querelen um die erste Folge zu tun und sicher auch mit der Synchronisation ins Hochdeutsche.»

In der Schweiz betrifft die Kritik hauptsächlich den Schauspieler Stefan Gubser. Natürlich ist der aalglatte Darsteller nicht die Idealbesetzung – erfolgreiche Kommissare in der Kriminalliteratur sind immer kantige Querköpfe, ob bei Georges Simenon, Friedrich Glauser oder Hansjörg Schneider. Das Grundproblem ist aber ein anderes: dass sich die Macher verpflichtet fühlen, dem deutschen Publikum etwas von der Schweiz zu zeigen, genregemäss natürlich etwas Abgründiges. Bisher landeten sie fast immer bei demselben Muster: Hinter der putzig-biedereren Hinterwäldlerfassade steckt das durch Geldgier getriebene Grauen. Wie noch im sozialkritischen Kino der siebziger und achtziger Jahren soll die Doppelmoral des Bürgertums entlarvt werden – entsprechend wirken die Krimis oft wie aus einer anderen Zeit.

Bei «Wunschdenken», dem ersten «Tatort» nach dem Wiedereinstieg, sorgte der angestregte Schweizbezug schon für Aufregung, bevor das Publikum den Film überhaupt zu

sehen bekam: Der Ausstrahlungstermin musste verschoben, der fertige Film nochmals überarbeitet werden. Als Grund schoben die SRF-Verantwortlichen den Auftritt der US-Schauspielerin Sofia Milos und die fehlende lokale Atmosphäre vor. Später bestätigte SRF-Direktor Rudolf Matter das wahre Motiv: Im Film kam ein ausländerfeindlicher



«Skalpell»: die solideste Folge, aber mit ...



«Hanglage mit Aussicht»: «Wenn man ...



«Schmutziger Donnerstag»: Lesbensex und ...

Politiker vor, eine Karikatur eines SVP-Polterers – so kurz vor den Nationalratswahlen erachtete die SRF-Führungsriege eine solche Darstellung als zu heikel und liess die Szene entschärfen.

### Schweiz-Komplex der Künstler

Auch in den nächsten Folgen hielt man sich mit schablonenhaften Darstellungen nicht zurück. Der bisherige Tiefpunkt diesbezüglich war «Hanglage mit Aussicht», der «Tatort» mit der Mistgabel und den gierigen Investoren. Ein kurzer Dialog zwischen dem Kommissar Reto Flückiger und seiner Kollegin Liz Ritschard zeigt exemplarisch die moraltriefende Botschaft. Flückiger: «Ich frage mich, weshalb die mir nicht mal so eine Pauschalbesteuerung anbieten.» Ritschard: «Weil du kein Ausländer bist.» Die deutsche *Welt* kommentierte lakonisch: «Klassenkampf wird hier nicht nur rhetorisch mit der Mistgabel ausgetragen.»

Der Krimi insgesamt sei an «öffentlich-rechtlicher Bräsigkeit» kaum zu überbieten und gehöre eigentlich «in den Giftschränk jedes Programmdirektors».

Das wiederkehrende Motiv eines Landes, in dem die Korruption regiert und Politiker bloss Marionetten des Kapitals sind, widerspiegelt die klassische kritische Haltung von Künstlern



... «plumper Tell-Anspielung».



... darüber lacht, so ist das nicht gut.»



... hinterwäldlerische Männergesellschaft.

zur Schweiz, die der Literaturwissenschaftler Karl Schmid schon 1963 als «Unbehagen im Kleinstaat» bezeichnet hat. Dass die Schweiz in internationalen Korruptionsrankings immer zu den vorbildlichsten Ländern gehört, spielt dabei keine Rolle. Der «Kleinstaatkomplex» (Schmid) äussert sich heute vor allem in der obsessiven Betonung der «Engstirnigkeit» und der «Rosinenpickerei» der Schweiz. Bei einem Land, das so viel Wohlstand angehäuft hat, muss etwas faul sein – und wenn es nur die Fasnachtszunft ist.

Die damit einhergehende Neigung, die Schweiz für das Elend der Welt verantwortlich zu machen, hat erstaunlicherweise noch nicht Ausdruck im «Tatort» gefunden – obschon diese auch sechzehn Jahre nach Adolf Muschgs «Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt» noch immer hoch im Kurs liegt. Es scheint nur eine Frage der Zeit zu sein, bis der erste Schweizer Krimi herauskommt, in dem Rohstofffirmen



*Sündenbock*: Schauspielerin Milos, Gubser.

Aktivisten verschwinden lassen, die deren «ausbeuterische Praxis» in afrikanischen Minen publik machen wollen.

Allerdings ist es keine Schweizer Eigenheit, das eigene Land als ein strukturell verbrecherisches Gebilde mit einer gekauften Elite darzustellen, wie das der österreichische «Tatort» von letzter Woche zeigte: Eine geheime faschistische Burschenschaft nahm dort Einfluss gar auf die Regierung, der infiltrierte Apparat vertuschte politische Morde und sabotierte die Polizeiarbeit.

### Anbiederung an Deutschland

«Wir Schweizer glauben, uns dauernd mit unserer Identität auseinandersetzen zu müssen. Das wirkt oft forciert», sagt auch Felix Benesch, Drehbuchautor von «Hanglage mit Aussicht». Er findet es aber «absurd», daran eine Diskussion um die Qualität der Schweizer «Tatorte» aufzuhängen. Bei einem neuen Schauplatz und einem neuen Kommissar brauche es immer eine Weile, bis sich das Team eingespielt habe. Das sieht auch Lilian Räber so: «Wir lernen noch, sind uns am Entwickeln. Es läuft noch nicht alles so rund, wie es sollte.»

Dass die fehlende Erfahrung durchaus eine Rolle spielt, zeigte sich in «Skalpell», der bisher solidesten Schweizer Folge. Mit den Intersexuellen (Zwitter), denen ein Arzt gegen ihren Willen im Kindesalter ein Geschlecht zugewiesen hatte, stellte man ein soziales Randphänomen ins Zentrum eines Mordfalls, wie das in Deutschland auch oft gemacht wird. Der Krimi war spannend konstruiert, auf einen forcierten Schweiz-Bezug wurde verzichtet – bis sich herausstellte, dass der bärtige Mörder seine tödlichen Skalpelle mit



«Viele Geschichten»: Regisseur Levy, Gubser.

einer Armbrust geschossen hatte. «Ich dachte, es sei originell, etwas Schweiztypisches, das auch den Deutschen gefalle», sagt der Drehbuchautor Urs Bühler. Dass ihm danach deutsche Medien die «plumpe Tell-Anspielung» zum Vorwurf machten, habe ihn völlig überrascht.

Bei der Entstehung eines «Tatorts» kommt die gesamte Bürokratie des gebührenfinanzierten Fernsehens zum Tragen. Im Vergleich zu Deutschland seien die Prozesse in der Schweiz allerdings geradezu schlank und transparent, sagen übereinstimmend verschiedene Exponenten der Szene. Doch auch hier ist die Sache hochkompliziert. Um überhaupt beim «Tatort»-Verbund mitmachen zu können, musste sich das Schweizer Fernsehen dem Südwestrundfunk (SWR) anschliessen, der die Schweizer Interessen in der ARD vertritt. SWR-Filmchef Manfred Hattendorf ist regelmässig in der Schweiz, nimmt die Filme ab, verteidigt sie vor dem ARD-Gremium. «Ich rede den Schweizern aber bewusst nicht rein», sagt er.

Die ganze Produktion wird sehr eng von Redaktoren des Schweizer Fernsehens begleitet. Sie wählen die Stoffe aus, betreuen die Entwicklung des Drehbuchs, überwachen die Prozesse bei der Produktion. «Fürs Fernsehen Drehbücher zu schreiben, darf man sich nicht als künstlerische Arbeit vorstellen. Man ist Teil eines Teams und macht letztlich einen Job», sagt Felix Benesch.

Schaut man sich die Liste der bisherigen Beteiligten an, so erscheint der «Tatort» wie eine grosse Kompromissmaschine: Für die vier Folgen gab es vier Produzenten, vier Regisseure und vier Drehbuchautoren. SRF gibt keine Zahlen bekannt, doch gemäss

Brancheninsidern kostet eine «Tatort»-Folge rund zwei Millionen Franken – für die hiesige Filmbranche ist dies ein grösserer Auftrag. Um niemanden zu verärgern, müssen alle Vertreter zum Zug kommen. Die Anzahl Beteiligter soll nun allerdings etwas reduziert werden. «Für die nächsten sechs Folgen arbeiten wir mit drei Produktionsfirmen zusammen, die bereits einen Gubser/Mayer-«Tatort» hergestellt haben», sagt SRF-Spielfilmchefin Lilian Räber.

Dauernd wechselnde Teams, viele Leute, die mitreden, der selbstaufgelegte Druck, den Deutschen mit Schweizer Themen gefallen zu müssen – kein Wunder fehlt den Schweizer «Tatorten» die Leichtfüssigkeit und die nötige Nonchalance.

### Hochdeutsch wie Emil

Zu welchen Kompromissen man bereit ist, um möglichst alle Bedürfnisse zu befriedigen, zeigt sich am offensichtlichsten bei der Synchronisation. In der Schweiz wird der Film auf Schweizerdeutsch gezeigt, in Deutschland und Österreich auf Hochdeutsch. Um den Lokalkolorit zu erhalten, hat man den ersten «Tatort» in einem ausgeprägten Schweizerhochdeutsch synchronisiert – auch da ging man wohl davon aus, dass dies den Deutschen gefalle, schliesslich kam das bei Emil auch gut an. Mittlerweile ist man wieder davon abgekommen. Um den Kritikern entgegenzukommen, greift man bei der Synchronisation zu einer eigenwilligen Methode: Die erste Viertelstunde wird auf Hochdeutsch gedreht, der Rest auf Schweizerdeutsch. «Wir bauen damit eine Rampe für das deutsche Publikum», sagt Räber. Für die schweizerdeutsche Fassung müssen dann die ersten fünfzehn Minuten synchronisiert werden, für die hochdeutsche die restlichen eineinviertel Stunden. Dass nicht nur das Hochdeutsch, sondern auch das Schweizerdeutsch holpert, erstaunt nicht, zumal die meisten Drehbuchautoren die Dialoge auf Hochdeutsch schreiben, bevor sie in die Mundart übersetzt werden.

Kann es unter solchen Voraussetzungen überhaupt einen guten Schweizer «Tatort» geben? Dani Levy, der Regisseur des letzten «Tatorts», glaubt schon. «Die Schweiz als kleines, direktdemokratisches Land birgt unendlich viele Geschichten, die für die umliegenden Länder interessant sind. Die Starrsinnigkeit, die Bauernschläue, das Individualistische sind in der Schweiz sehr stark ausgeprägt, was sich auch im Verhalten äussert.» Er würde sofort wieder einen «Tatort» machen. «Allerdings möchte ich das nächste Mal auch das Drehbuch selber schreiben.»

Der Vorteil der Macher ist: Die vielen hunderttausend Fans bleiben dem «Tatort» selbst nach mehreren unbefriedigenden Folgen treu. Und wenn es auch nur ist, um sich über sie lustig zu machen. ○



Austrian   
We fly for your smile.

# Die neue Art zu reisen.

**Für Sie neu komponiert:** Geniessen Sie jetzt ein einzigartiges  
Flugerlebnis an Bord der neuen Austrian Business Class.  
Fliegen Sie auf Langstrecken mit völlig flachem Bett, individuell  
einstellbarer Sitzpolsterung, modernstem Entertainment-System  
und bestem österreichischem Service. Mehr auf [austrian.com](http://austrian.com)

JUNG, MATT/Donau



A STAR ALLIANCE MEMBER 

*flying*  *steps*

[www.austrian.com](http://www.austrian.com)

# Gipfeli von Economiesuisse

Etliche Millionen Franken brachte Economiesuisse gegen die Minder-Initiative in Stellung. Trotz dieser Materialschlacht könnte die Abstimmung verlorengehen. Auch mit viel Geld kann man den Mangel an profilierten und überzeugenden Stimmen aus der Wirtschaft nicht wettmachen. *Von Florian Schwab*



*Kritik von innen:* Rudolf Wehrli (l.), Economiesuisse-Präsident, und CEO Pascal Gentinetta.

Es war Thomas Minders Abend: Am vergangenen Freitag zog der Schaffhauser Ständerat in der «Arena» des Schweizer Fernsehens noch einmal alle Register, um für seine Initiative zu werben. Auch wenn die Zuschauerzahlen und die Bedeutung der Sendung abgenommen haben, kommt der Abstimmungs-«Arena» immer noch der Charakter der Entscheidungsdebatte vor Urnengängen zu.

Die «Arena» ist, um es mit den Worten des preussischen Generals Carl von Clausewitz auszudrücken, so etwas wie die grosse «Hauptschlacht», in der sich die «Kräfte und Umstände» einer Auseinandersetzung «wie die Strahlen der Sonne im Brennpunkt des Hohlspiegels zu ihrem vollkommenen Bilde und zur höchsten Glut vereinigen».

An der einen Seite stand in der «Arena» Thomas Minder, der mit jeder Faser seines Politiker-Daseins dafür kämpft, die Abzockerei zu beenden. Diesem Ziel verdankt er sein Bundeshaus-Ticket. Für die Gegenseite stritt die offizielle Schweiz, verkörpert durch Bundesrätin Sommaruga, die einen leidlich vorbereiteten Pflichttermin absolvierte, und durch den BDP-Nationalrat Martin Landolt, der für die Gegner sprach und in einem schwachen Auftritt Thomas Minder kaum etwas entgegenzusetzen hatte.

Die grosse Unsichtbare an diesem Abend war Economiesuisse. Ausgerechnet der Wirtschafts-

verband, der von Minder im *Tages-Anzeiger* vom 25. Januar als «Dachverband der Abzocker» bezeichnet wurde und der die Nein-Kampagne mit fünf bis acht Millionen Franken orchestriert, stand in der zweiten Reihe, vertreten durch Arbeitgeber-Präsident Valentin Vogt, der zweieinhalb Minuten Redezeit erhielt und im Übrigen geduldig zusehen durfte, wie Minder in der Debatte obsiegte. Economiesuisse hat es als Hauptfinanzier der Nein-Kampagne verpasst, zu verhindern, dass der BDP die administrative Kampagnenleitung übergeben worden war und diese somit Martin Landolt in die «Arena» schickte, der schweizweit als UBS-Lobbyist bekannt ist. Etliche Parteien und Verbände des Nein-Komitees hatten zuvor deutlich gewarnt: «Nehmt nicht den Landolt!»

Einige Tage vorher war bekanntgeworden, dass Economiesuisse ein für die Kampagne in Auftrag gegebenes, rund 300 000 Franken teures Video nicht veröffentlichen würde, weil es «als Drohung missverstanden» werden könnte, so Economiesuisse-Direktor Pascal Gentinetta. Es passiere in jeder Kampagne, dass Vorschläge verworfen würden. Das stimmt. Allerdings hatte Filmautor Michael Steiner der Kommunikationsabteilung von Economiesuisse vor dem Dreh drei verschiedene Projektskizzen vorgelegt, und diese hatte sich für die schliesslich realisierte entschieden.

Erschwerend kommt hinzu, dass all dies in einer Situation publik wurde, wo fast alles gegen Economiesuisse interpretiert wird. Bereits zuvor war der Dachverband in die Kritik geraten, weil die von ihm beauftragte Kommunikationsagentur bezahlte Leserbrief- und Kommentarschreiber losschickte, um das Meinungsbild in den Medien zu beeinflussen.

Noch vergangenen Juli hatte Gentinetta seinen Verband öffentlich davor gewarnt, mit zu viel Geld ins Feld zu ziehen. Dies könne bei einer Vorlage mit dem Titel «Abzocker»-Initiative kontraproduktiv sein. Das öffentlich entstandene Bild ist genau dieses: Ein Verband, der Hunderttausende von Franken in den Sand setzt und bezahlte Leserbriefschreiber engagiert, muss sich nicht wundern, wenn das Sympathiebarometer sinkt.

## «Wir haben sowieso recht»

Auch in eigenen Kreisen wird Kritik laut. Hinter vorgehaltener Hand bemängeln Economiesuisse-Mitglieder die distanzierte Haltung der Verbandsspitze. Als vor einigen Monaten die Geschäftsleitung abklären wollte, wie die Mitglieder die Arbeit des Verbands einschätzen, wurde ein externer Berater beigezogen, der bei den betreffenden Unternehmen vorbeigehen und die Erkenntnisse in einer Evaluation festhalten sollte. An die Stelle des direkten persönlichen Kontakts zwischen der Economiesuisse-Spitze und den Mitgliedern tritt anonyme und technokratische Verbandsarbeit.

Bei anderen Wirtschaftsverbänden empfindet man Economiesuisse oft als arrogant – zwar nicht im Auftreten, aber doch in der Geisteshaltung. In gewerblichen Kreisen ist man darüber irritiert, dass bei Economiesuisse öfters die Haltung durchscheine: «Wir sind die Wirtschaft und haben sowieso recht», so ein Vorstandsmitglied des Gewerbeverbands. Ausserdem konzentrierte sich der Verband zu sehr auf direkte Interessenpolitik und kümmerte sich zu wenig um grundsätzliche Fragen der wirtschaftlichen Freiheit.

Obwohl Economiesuisse gemäss eigenem Leitbild «den Grundsätzen einer freiheitlichen und marktwirtschaftlichen Ordnung sowie der sozialen und ökologischen Verantwortung verpflichtet» ist, konnte sich der Verband nicht zu mehr als zu einer lauen Stimmenthaltung beim Familienartikel durchringen. Dass der Staat sich um die Managerlöhne kümmert, ist des Teufels, doch dass er den Auftrag be-



kommt, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf obrigkeitlich durchzusetzen, regt Economiesuisse nicht sonderlich auf. Diese Haltung scheint wenig konsequent, denn auch durch den Familienartikel werden zusätzliche Belastungen auf die Unternehmen zukommen.

In der Öffentlichkeit entsteht der Eindruck, dass der Verband nur dann Partei ergreift, wenn er einen unmittelbaren Schaden für seine wichtigsten Mitglieder befürchtet. Dass er in anderen Fragen stumm bleibt, hängt zum einen sicher mit den auseinanderdriftenden Interessen der vielen Mitgliedsverbände und Mitgliedsfirmen zusammen. Zum anderen besteht aber offenbar auch die Sorge, sich bei Politik und Verwaltung unbeliebt zu machen und das ohnehin vorhandene Sympathieproblem als ewiger Neinsager noch zu verschärfen.

Das Dilemma wird an folgender Episode deutlich: Als Economiesuisse im vergangenen Mai eine (erste) Studie zu den Kosten des Atomausstiegs präsentierte, beschwerte sich der Direktor des Bundesamts für Energie (BFE) über die «Kampagne» des Wirtschaftsverbands. Tags darauf versuchte Economiesuisse gemäss *Berner Zeitung* die Wogen zu glätten, indem Geschäftsleitungsmitglied Kurt Lanz mit mehreren Mitarbeitern nach Ittigen zum Sitz des BFE fuhr und dort Gipfeli verteilte. Damit sollte der aufgebrachte Amtsdirektor beschwichtigt werden.

Anstatt die Auseinandersetzung zu meiden, wären glaubwürdige Persönlichkeiten aus der Wirtschaft aufzubieten, die sich auch bei unpopulären Themen in die politische Arena trauen. Auf die Frage, woher Economiesuisse diese für den kommenden Abstimmungskampf nehmen wolle, sagte Direktor Pascal Gentinetta der *NZZ* im vergangenen Juli: «Für Details dazu ist es noch zu früh.» Am vergangenen Freitag wäre es höchste Zeit dafür gewesen. ○

«Arena»

## Duell ohne Gegner

### Fernsehdebatte zur «Abzocker»-Initiative: Ist Thomas Minder der Konfrontation mit Christoph Blocher ausgewichen?

Kaum ein Unternehmer hat sich stärker gegen die «Abzocker»-Initiative engagiert als Christoph Blocher. Für die Besetzung der «Arena» des Schweizer Fernsehens wäre er daher erste Wahl gewesen. Das hat sich offenbar auch die Redaktion der Fernsehsendung gedacht. Sie nahm, wie aus Blochers Umfeld verlautet, vor etlichen Wochen Kontakt mit ihm auf, um zu sondieren, ob er bereit sei, gegen Thomas Minder anzutreten.

Marianne Gilgen, Chefin der «Arena»-Redaktion, streitet ab, dass es einen solchen Kontakt gab: «Ein Duell kommt für eine Abstimmungs-«Arena» nicht in Frage.» Eine merkwürdige Haltung, findet auch ein ehemaliger «Arena»-Mitarbeiter, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte: «In dieser Situation muss man Minder-Blocher machen.» Das Thema interessiere und verspreche eine Traumquote. Die beiden Gegner Minders in der Sendung seien «regelrecht verheizt» worden.

Am Ende wählte die «Arena»-Redaktion den offiziellen Weg und fragte brav beim Nein-Komitee an, das von der BDP geleitet wird. BDP-Präsident Martin Landolt ergriff die Gelegenheit, kam in die «Arena» und legte einen argumentativ schwachen Auftritt hin. In der Medienberichterstattung zur Sendung wird er genüsslich als UBS-Gehaltsempfänger vorgeführt. SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die ebenfalls die Gegenseite vertrat, reichte via

*Sonntagszeitung* nach, sie habe den Auftritt nur aus «Informationspflicht» absolviert.

Gleichwohl sieht «Arena»-Chefin Gilgen kein Problem in der Besetzung ihrer Podiumsrunde: «Die Contra-Seite war in keiner Weise schwächer aufgestellt als die Pro-Seite. Eine Bundesrätin, ein Parteipräsident, ein Economiesuisse-Vizepräsident», was wolle man mehr?

### Bequemlichkeit und Abgestumpftheit

Stimmt die Darstellung des SRF, laut welcher man gar nicht auf die Idee kam, die «Arena» als Minder-Blocher-Duell zu gestalten, dann erstaunt die Bequemlichkeit und Abgestumpftheit gegenüber den Interessen des Publikums. Stimmt die Darstellung nicht, und man erwog die Möglichkeit und rief Blocher an, ist die Erklärung auch nicht viel schmeichelhafter. In diesem Fall hätte man sich von Thomas Minder die Bedingungen für die Sendung diktieren lassen, der jedes Aufeinandertreffen mit Blocher ausserhalb der SVP ausschloss.

Dasselbe gelang Minder bereits vor einem Monat bei «Talk täglich» auf Tele Züri: In letzter Minute sagte er ein bereits vereinbartes Gespräch ab, als ihm klar wurde, dass er gegen Christoph Blocher antreten würde, wie Tele-Züri-Redaktionsleiter Markus Gilli bestätigt. Statt Blocher trat dann Nationalrat Filippo Leutenegger (FDP) gegen Minder an. *Florian Schwab*

**GRIPEN. HEBT ER AB, TUN ES  
IHM HUNDERTE VON SCHWEIZER  
UNTERNEHMEN GLEICH.**

Bei Saab basiert die Entwicklung unserer Produkte auf dem Wissensaustausch innerhalb des Unternehmens. Dieses Prinzip wenden wir auch bei der Zusammenarbeit mit den Käufern unserer Produkte an.

Wenn ein Land den Gripen, eines der fortschrittlichsten Kampfflugzeuge der Welt, in die Luft bringt, schaffen wir Hightech-Arbeitsplätze am Boden – dank Technologietransfer und Joint Ventures.

Bis Ende des Jahres werden wir bei über 100 Schweizer Unternehmen Geschäfte im Wert von mindestens CHF 300 Millionen platziert haben. Dies ist Teil eines langfristigen Engagements für Industriezusammenarbeit, das den Vertragswert um ein Vielfaches übertreffen wird.

**Sicherheit in der Luft. Nachhaltiges Wachstum am Boden.  
Eine kluge Kombination.**

Erfahren Sie mehr unter [saabgroup.ch/smartprotection](http://saabgroup.ch/smartprotection)

Seit 1937 entwickelt Saab hochtechnologische und kosteneffiziente Lösungen für den Schutz in den Bereichen militärische Verteidigung und zivile Sicherheit. Heute finden Sie Beispiele des intelligenten Schutzes von Saab auf jedem Kontinent: in einer breiten Palette von zivilen und militärischen Anwendungen sowie der kommerziellen Luftfahrt.



# Das schlechte Gewissen der Mütter

Kinderkrippen sind gut für die Kinder. Wer heute etwas anderes behauptet, gilt als reaktionär und schlecht informiert. Es sind jedoch nicht die Kleinen, sondern die Erwachsenen, die sich mehr Krippenplätze wünschen. *Von Allan Guggenbühl*



*Kinder sehnen sich nach der eigenen, vertrauten Umgebung.*

Eine Krippe in Aberdeen, Schottland. Dutzende Kleinkinder tummeln sich auf einem modernen, eingezäunten Spielplatz mit farbigem Kunststoffbelag und zahlreichen Spielgeräten. Ein kleiner Junge steht vor einer harmlosen Kletterwand mit grünen, blauen, gelben Noppen. Sein Gesicht ist angespannt, übergrosser Kopf, kurze Glieder: klar ein Kleinkind. Seinen linken Fuss hat er soeben vom Boden abgehoben und auf einer Noppe platziert. Mit seiner linken Hand umklammert er eine grüne Noppe, während die rechte Hand nach einer gelben Noppe gleich über seinem Kopf greift. Der Junge kneift seinen Mund zusammen, fixiert die gelbe Noppe und zögert. «Soll ich?»

Plötzlich geht ein Ruck durch seinen Körper, entschlossen zieht er sich nach oben in eine neue Position. Beide Hände halten Noppen, und mit seinen Füßen ist er auch nicht mehr auf dem Bo-

den! Er hat es geschafft; wurde zum Kletterer! Freudenstrahlen auf seinem Gesicht. Der Junge dreht den Kopf: Doch leider hat niemand seine persönliche Höchstleistung bemerkt. Kein Lob, kein Tuscheln. Gleich neben ihm stehen zwei Erzieherinnen in tadelloser Kleidung, sie unterhalten sich intensiv, tauschen Klatsch oder Informationen über Kinder aus. Der Höhepunkt des Jungen blieb bei ihnen unbemerkt.

## Sind Krippen die beste Lösung?

Krippen gegenüber ist man heute des Lobes voll: Von einer wunderbaren heilen Welt ist die Rede, in der die Knirpse ihre Spielfreude ausleben können, kognitiv angeregt werden und den Kontakt zu Gleichaltrigen geniessen. Krippen wird eine Förderung der sozialen Kompetenzen und der Toleranz bescheinigt. Vielfach wird das Bild gemalt: Hunderttausende von Kleinkindern warten sehnsüchtig auf

den Moment, bis sie endlich auch am Krippenleben teilhaben können. Man spricht von einem Recht des Kindes auf einen Krippenplatz. Es wird davon ausgegangen, dass Krippen nur gut sind und die Lebensqualität der Kinder unhinterfragt erhöhen. Wer etwas anderes behauptet, gilt als konservativ, reaktionär oder uninformatiert. Familienförderung wird mit Ausbau der Krippenplätze gleichgesetzt.

Klar ist: Vor allem in urbanen Zentren sind Krippen eine Selbstverständlichkeit. Viele Familien sind auf sie aus beruflichen Gründen angewiesen, es geht um den Doppelverdienst zur Existenzsicherung, und Alleinerziehende haben oft keine andere Wahl. Eltern sind heute oft nicht mehr bereit, wegen Kindern einen Karrierebruch hinzunehmen, oder wollen nicht «nur» Hausmann oder Hausfrau sein. Grosseltern springen weniger ein. Man ist auf professionell geführte und bezahlbare Krippenplätze angewiesen. Effektiv setzen sich sowohl Erzieherinnen wie auch diverse lokale Organisationen in bewundernswerter Weise für das Wohl der Kleinsten ein. Doch: Wie sieht es vom Standpunkt der Kinder aus? Sind die Krippen auch aus der Sicht der Entwicklungspsychologie die ideale und beste Lösung?

## Gang zur Toilette

In der Entwicklung des Menschen gibt es Phasen, während deren spezifische Herausforderungen bewältigt werden müssen. Kleinkinder sind vor allem mit sich selber beschäftigt; das Laufen muss klappen, die Sprache muss erlernt, der Gang zur Toilette eingeübt und Umgangsformen internalisiert werden. Das Kleinkind hat gigantische Aufgaben zu bewältigen und macht ausserdem einen enormen körperlichen Wandel durch. Es braucht dazu, neben Energie, die Bereitschaft, nicht aufzugeben. Frustrationen sind programmiert. Kleinkinder fallen über tausendmal um, bevor der aufrechte Gang einigermaßen funktioniert, sie lallen und stammeln Hunderte Male ihre Eltern an, bevor sie endlich von ihnen verstanden werden, und bis man alleine schlafen kann, werden Ängste durchgestanden.

Um diesen Krampf zu bewältigen, sind Kleinkinder auf unsere Unterstützung angewiesen. Sie brauchen Zuspruch, Aufmunterung, Lob und den unerschütterlichen Glauben von Mitmenschen, dass sie nicht plumpe, unfähige Wesen bleiben, sondern sich auch zu flinken und intelligenten Menschen entwickeln. Um diese Herausforderungen zu bewäl-



tigen, schliessen sich Kleinkinder eng an eine vertraute Bezugsperson an. Sie brauchen sie, um sich sicher zu fühlen, Gefahren abzuwehren und den Umgang mit sich selber zu erlernen. Instinktiv geben sie sich in die Obhut einer erwachsenen Bezugsperson, die sie besser kennt als sie sich selber. Sie binden sich an einen Menschen, der mit ihren Eigenarten, Schwächen und Stärken vertraut ist und sich auf sie ausrichtet.

### Die starke Hand

Kleinkinder sind sowohl emotional wie auch im Denken und in den Handlungen vom Vater oder von der Mutter abhängig oder einer anderen, engen, konstanten Bezugsperson. Auf Spielplätzen versichern sie sich mit Blicken, Zwischenrufen oder Kurzbesuchen, dass die Mutter oder der Vater immer noch da ist. Einschlafen kann man nur nach einem Gutenachtkuss, und bei Spaziergängen will man die starke Hand der Mutter oder des Vaters spüren. Exkursionen in die ausserfamiliäre Welt sind spannend, doch sie werden zum Stress, wenn sie zu lange dauern oder keine Bezugsperson präsent ist. Schüchternheit, Heimweh, Aggressionen oder Blödtun sind die Folgen.

Eltern realisieren instinktiv, dass der Sohn oder die Tochter völlig auf sie angewiesen ist. Sie ahnen mögliche Ängste, beseitigen Gefahren und ermuntern die Kinder, Herausforderungen anzunehmen. Auch spüren sie oft intuitiv, wenn etwas nicht in Ordnung oder eine Krankheit im Anzug ist. Sie identifizieren sich mit den Herausforderungen, die ihre Söhne und Töchter bewältigen, freuen sich über ihre Erfolge und leiden, wenn etwas schiefgeht. Wenn die Tochter Velofahren lernt, wird es zum Wochenthema, und dem ersten Zahn des Sohnes widmet man einen Tagebucheintrag.

In der Kleinkindphase ist unhinterfragte und kompromisslose Aufmerksamkeit der Eltern für die kindliche Entwicklung immens wichtig. Die meisten Eltern vermitteln ihren Kindern das Gefühl, dass die ganze Welt auf sie gewartet hat und ihre Leistungen grossartig sind. Die ungeteilte Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern ist der Motor, der Kinder antreibt, ihnen Mut gibt, Ziele anzupeilen und Herausforde-

rungen anzunehmen. Sie brauchen diese elterliche Zuwendung, damit sie im Leben gut starten und später Frustrationen, Probleme mit sich selber und der Aussenwelt besser bewältigen können. Sie zehren ihr Leben lang von der Liebe und Zuwendung, die ihnen ihre Eltern in den ersten Lebensjahren schenken.

Diese Form der intensiven Aufmerksamkeit und fast bedingungslosen Liebe ist bei Aussenpersonen kaum möglich. Auch bei liebevollen, professionellen Erziehern und Erzieherinnen stellt sich kaum je die Vertrautheit und Nähe ein, die die elterliche Beziehung prägt, von der natürlichen Überschätzung des Kindes nicht zu reden. Es fehlt die Konstanz, die tiefere emotionale Verbundenheit und kategorische Identifikation. Im Kleinkindalter sind Kinder auch nur beschränkt bereit, sich auf fremde Kontakte einzulassen. Ausritte in die Aussenwelt werden genossen, doch nur, wenn man weiss, dass bald der Vater oder die Mutter

---

### Die ungeteilte Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern ist der Motor, der Kinder antreibt.

---

auftaucht oder man bald zu Hause in die vertraute Umgebung zurückkehren darf. Da in Betreuungsstätten die Bezugspersonen zudem häufig wechseln, ist es auch schwierig, eine tiefere seelische Bindung zu ihnen zu entwickeln. Die Kinder drohen sich zurückzuziehen, blöd zu tun oder eine Maske aufzusetzen.

### Störfaktor Gleichaltrige

Ausserdem ist bei Kleinkindern das Bedürfnis nach sozialen Kontakten im erweiterten Rahmen noch wenig entwickelt. Während das Zusammensein mit Kollegen oder Kolleginnen bei Schulkindern vielfach ein Grund ist, die Schule zu besuchen, empfinden Kleinkinder Gleichaltrige oft als Störfaktor. Sie hindern einen beim Spielen und dringen in den eigenen Spielraum ein. Die Freude am Kennenlernen neuer Menschen hält sich in Grenzen. Bei introvertierten Kindern drohen zudem multiple Sozialkontakte, wie sie in der Krippe nicht zu verhindern sind, Ängste oder zumindest

Ärger auszulösen. Sie sehnen sich nach der eigenen, vertrauten Umgebung, wo man in Ruhe seinen Tätigkeiten nachgehen kann im Wissen, dass im Hintergrund die Eltern sind, an die man sich wenden oder die man einfach wieder mal ärgern kann.

Eine Gefahr für die Entwicklung des Kindes ist, wenn Mütter mit einem permanenten schlechten Gewissen reagieren, wenn sie ihren Sohn oder ihre Tochter gemäss ihrem Empfinden zu viel in der Krippe deponieren. Sie beginnen ihre fehlende Präsenz zu kompensieren, indem sie ihre Kinder verwöhnen und ihrer Anspruchshaltung keinen Widerstand entgegenbringen.

Krippen sind heute eine gesellschaftliche Notwendigkeit; im urbanen Leben sind sie nicht wegzudenken. Es ist jedoch unredlich, sie mit kindlichen Wünschen zu begründen oder sogar mit einem Recht der Kinder auf einen Krippenplatz zu argumentieren. Kleinkinder wünschen sich die Präsenz ihrer Eltern, leben von ihrer Aufmerksamkeit und Liebe.

Die Eltern und nahe Verwandte sind fast immer die Einzigen, die kleine Leistungen und Entwicklungsfortschritte als eine grossartige Leistung empfinden, vorher mitfiebern und nachher tagelang stolz sind. Kleinkinder haben nichts gegen kurze Aufenthalte ausserhalb ihrer vertrauten Welt, doch längere Aufenthalte in Krippen und tägliche Besuche dort haben für sie nicht die höchste Priorität. Es sind nicht die Kleinen, sondern die Erwachsenen, die sich mehr Krippenplätze wünschen und diese von der staatlichen Obrigkeit verwirklicht haben wollen – sei es, um eigene Pläne zu verwirklichen oder aus existenziellen Gründen. Viele Kinder bringen ihren Eltern ein Opfer, indem sie aus Liebe zu ihnen das System akzeptieren und mehr oder weniger gern die Krippen aufsuchen. Ihre Lebensqualität wird dadurch jedoch oft nicht besser.

Der Knirps in der Krippe in Aberdeen wurde nicht traumatisiert. Doch vielleicht hätte es ihm geholfen, wenn jemand ihm bestätigt hätte, dass er nun wirklich ein Kletterer ist und die Welt stolz auf ihn ist!

Allan Guggenbühl ist Jugendpsychologe am Institut für Konfliktmanagement Zürich (IKM).

Auf vielfachen Wunsch zurück.

THE SHOE PEOPLE



NAVYBOOT ORIGINAL 279 CHF



NAVYBOOT  
SWITZERLAND

# Wer ist Res Strehle?

Das publizistische Werk des *Tages-Anzeiger*-Chefs zeigt bis heute eine erstaunliche Kontinuität des antiliberalen und kapitalismusfeindlichen Linksdenkens.

Von Philipp Gut



*Gefangener seiner eigenen Vergangenheit:* Journalist Strehle.

Res Strehle, journalistischer Herold von «Transparenz» und «Moral», setzt weiterhin auf Intransparenz in eigener Sache und irritiert auch ehemalige Weggefährten und Genossen. Der heutige *Tagi*-Chef, der in den achtziger und neunziger Jahren als intellektueller Taktgeber der gewalttätigen und gewaltbereiten Schweizer Linksextremisten auftrat, solle sich seiner verdrängten und schön geschriebenen Vergangenheit stellen, fordern sie. «Aussitzen geht aber nicht ewig», schreibt der ehemalige *Woz*-Journalist Nick Lüthi in einem Beitrag für die *Medienwoche*. Auch sein näheres und weiteres persönliches Umfeld wundere «sich bisweilen, wie es Strehle scheinbar mühelos gelingt, als Journalist eine bürgerliche Karriere hinzulegen und gleichzeitig als «intellektueller Vordenker der Zürcher Autonomen» (*Woz*) engen Kontakt zu linksradikalen Kreisen zu pflegen». Lüthi schreibt in der Gegenwartsform, er geht also offensichtlich davon aus, dass Strehle diese radikalen Kontakte noch immer pflegt.

Der Publizist Gian Trepp, der von sich selber sagt, er sei ein «proletarischer Revolutionär» im Sinn des Marxismus-Leninismus gewesen, spricht gar vom «Fluch» einer «Lebenslüge», der Strehle nun ereilt habe. «Wie weit Strehle auf dem Marsch nach links gekommen ist, was er dabei von heute aus gesehen als falsch und

richtig taxiert und wie er es heute mit der Gewaltfrage hält», all dies bleibe vernebelt, so Trepp. Er muss es wissen: Trepp verfasste 1987 gemeinsam mit Strehle und Barbara Weyermann ein Buch über die Schweizerische Bankgesellschaft (Lektorat: Viktor Giacobbo).

Strehle selber hat seine Vergangenheit im Buch «Mein Leben als 68er» (2008) zum Thema gemacht, allerdings unter Auslassung sämtlicher problematischer und auch interessanter Seiten. Von seinen Terroristenbekanntschaften erfährt man ebenso wenig wie von seiner Rechtfertigung der Gewalt im Namen der sozialistischen Revolution. Der Rechenschaftsbericht, der keiner ist und mehr verschleiert als enthüllt, sei ein «Bewerbungsschreiben» gewesen, sagt Eugen Sorg heute. Sorg war, wie Strehle, Mitglied der Zürcher Radikallinken und arbeitete seine Vergangenheit in der Doppelbiografie «Mein Leben als 68er» zwischen denselben Buchdeckeln auf wie Strehle. Dieser habe seinen politischen Werdegang manikürt und frisiert, weil er damals auf dem Sprung zum Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* gewesen sei, vermutet Sorg.

## «Blochers Liberalismus ist unsozial»

Das mag stimmen, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Strehle hat sich, im Gegensatz zu fast allen anderen prominenten ehemaligen

Linksradikalen, nie wirklich gewandelt und sich von demokratiefeindlichen Aussagen auch nie distanziert. Ein Umdenken lässt sich, zumindest von aussen, nicht feststellen. Im Gegenteil: Strehles Schriften zeigen, bis heute, eine erstaunliche Kontinuität des antikapitalistischen Linksdenkens.

Der HSG-Absolvent mit Dokortitel (1978) hielt noch in den neunziger Jahren mit Zürcher Autonomen Marx-Lesekurse ab und wechselte gleichzeitig und unauffällig zum Klassenfeind. Chefredaktor Jürg Wildberger, ein ehemaliger Trotskist, holte ihn 1995 zum *Tamedia*-Magazin *Facts*. Historische Voraussetzung dafür waren paradoxerweise der Mauerfall von 1989 und der Zusammenbruch der Sowjetunion: Nach dem Ende des Kalten Kriegs, erinnerte sich Strehle später, seien ihm plötzlich alle Türen offengestanden. Obwohl das sozialistische Modell versagt hatte, wurden dessen Anhänger plötzlich salonfähig.

Strehle nutzte den neuen Zeitgeist und surfte elegant nach oben. Drei Jahre später wechselte er zur *Weltwoche*, wo er als Wirtschaftschef einen dezidiert antiliberalen Kurs fuhr. «Nach zwei Jahrzehnten ist der Neoliberalismus schon am Ende», frohlockte Strehle in der *Weltwoche* vom 22. Oktober 1998. Die Marktteilnehmer seien «im Grund ein kollektiver Fall für die Psychoanalyse».

In der Neujahrsnummer 1999 schrieb Strehle unter dem Titel «Haken nach links im Jahr des Hasen», die Weltwirtschaft stehe «an einem Wendepunkt», die «Markteuphorie» der achtziger Jahre sei weg. Mit dem linken Philosophen Jürgen Habermas forderte Strehle eine «transnationale Weltinnenpolitik» mit sozialer und ökologischer Zielsetzung». Zarte Morgenröte tat sich vor dem

## Nach dem Ende des Kalten Kriegs, erinnerte sich Strehle, seien ihm alle Türen offengestanden.

wirtschaftspolitischen Kommentator auf: «Davon sind wir im Jahr des Hasen weit entfernt. Aber, wer weiss, Hasen sind bekannt dafür, dass sie, erst einmal auf Tempo gekommen, unerwartete Haken schlagen können. Vielleicht sogar nach links.»

Im Jahr 2001 lotste der heutige *Weltwoche*-Chef Roger Köppel Strehle zurück zu *Tamedia*. Zuerst als Stellvertreter beim *Magazin*, später als Geschäftsführer und Chefredaktor ver-



folgte Strehle seinen antikapitalistischen politischen Kurs weiter. Parallel zu seiner Tamedia-Laufbahn führte der Journalist ein Doppelleben im Kreis seiner linksextremen Gesinnungsgenossen. Für einen Erinnerungsband für den rechtskräftig verurteilten Terroristen Jürg «Jüre» Wehren verfasste er 2005 einen von anhaltender Sympathie getragenen Beitrag «aus dem Freundeskreis». Strehle beschreibt darin, wie er Wehren 1985 dazu gebracht hat, sein Buch «Damengambit» über die Bundesrätin Elisabeth Kopp und «die Taktik des Zürcher Wirtschaftsfreisinns» zu illustrieren: «Ich schrieb Jüre ins Gefängnis nach Regensdorf, ob er sich eine solche Arbeit vorstellen könne.» Bombenleger Jüre («Die Kämpfe sollen so militant sein wie immer möglich») sagte zu.

Als Mitherausgeberin der Hommage an Wehren, der wegen «Besitz von Sprengstoff in verbrecherischer Absicht im terroristischen Umfeld» zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, zeichnete dessen Komplizin,

---

### «Der Kapitalismus hat nicht nur wirtschaftlich, sondern auch moralisch versagt.»

---

die Strehle-Vertraute Claudia Bislin, ebenfalls zu sieben Jahren verurteilt.

Die Kooperation für das Wehren-Buch zeigt, dass Strehle bis in die Gegenwart hinein offenbar freundschaftliche Kontakte zu einer verurteilten Sprengstoff-Attentäterin unterhält (Wehren ist bereits 1998 verstorben).

### Marx bleibt sein Held

Auch als *Tagi*-Chef hält Strehle deutlich links. Wo immer sich Anlass und Gelegenheit bieten, widmet er sich seinem Lieblingsthema: dem Kampf gegen die Kapitalisten und die freie Marktwirtschaft. Unter dem Titel «Brutale Schattenseiten des Kapitalismus» leuchtet Strehle am 12. September 2007 «die Abgründe der Marktwirtschaft» aus. «Ist Kapitalismus unmoralisch?», fragt er am 21. November 2009. Die Frage ist rhetorisch zu verstehen: Es bestünden «Zweifel an der moralischen Integrität der neuen <göttlichen> Weltordnung seit 1989», formuliert Strehle, um dann – unter Berufung auf die Kronzeugen Roger de Weck (SRG-Präsident) und Michael Moore (amerikanischer Filmemacher) – festzustellen: «Der Kapitalismus hat nicht nur wirtschaftlich, sondern auch moralisch versagt.»

Könnte es sein, dass die geräuschlose Implosion der Planwirtschaft sowjetischer Prägung und der Wegfall einer sichtbaren Alternative zur westlichen Freiheitsordnung der Stachel im Fleisch des *Tagi*-Chefs ist, der ihn bis heute geniert – und publizistisch antreibt?

Wann immer es darum geht, angebliche oder wirkliche Schwachstellen und Fehlleistungen

oder gar die monströse «Unmoral» des kapitalistischen Wirtschaftssystems anzuprangern, ist Strehle zur Stelle. Wie nebenbei lässt er im erwähnten Artikel («Ist Kapitalismus unmoralisch?») die Bemerkung fallen, Marktwirtschaft vertrage sich «besser» mit Diktatur als mit Demokratie.

Marx bleibt Strehles Held. Am 14. September 2011 erklärt der Chefredaktor auf einer ganzen Zeitungsseite, «wo Karl Marx recht hatte» (so der Titel des Artikels). «Trifft ein, was Karl Marx vorausgesagt hat? Dass sich der Kapitalismus selber zerstört?» Der Autor schwankt gefühlsmässig zwischen den Zumutungen der Globalisierung und der schwelbrandigen Hoffnung, die Geschichte möge erneut hasen gleich einen Haken nach links schlagen.

### Meisterdenker im Spagat

Wenn der *Tagi*-Chef über tagesaktuelle Kurzkommentare hinaus ausholend in die Tasten greift, geht es meist um sozialistische Grundanliegen. Über «Geld ohne Arbeit für alle» philosophierte er am 16. März 2012. Am 31. Dezember vergangenen Jahres rief er – einmal mehr – einen «moralischen Wendepunkt» aus. Und wieder lässt Strehle keine Zweifel aufkommen, «in welche Richtung die Lösung der dringlichsten Probleme 2013 führen müsste». Das Zauberwort heisst «Gleichheit».

Strehle: «Alle grossen Themen scheinen sich heute an dieser Frage zu entzünden: gleicher Anspruch künftiger Generationen auf eine intakte Umwelt, gleicher Wohlstandsanspruch im Süden Europas wie im Norden. Gleiche Ansprüche auf materielle Güter weltweit [...]. Gleiche Rechte für die

Geschlechter [...]. Demokratische Rechte in allen Weltregionen, die Anerkennung einer Steuerpflicht über die Landesgrenzen hinaus, gleiche Belastung durch Fluglärm aus allen Himmelsrichtungen, Einkommensunterschiede nur noch in einer rechtfertigbaren Bandbreite. Ähnlicher Zugang zu Bildung weltweit und Löhne, die wenigstens die Existenz sichern.»

Warum tut sich der *Tagi*-Chef so schwer damit, seine linksextreme Vergangenheit aufzuarbeiten? Offensichtlich deshalb, weil er sich nie wirklich von den alten Idealen verabschiedet hat. Jürg Wehren und Claudia Bislin, die Anfang der achtziger Jahre Waffen an die RAF-Terroristin Barbara Augustin geliefert hatten, blieben seine Freunde. Die von «Jüre» umgesetzten Themen seien «bis heute aktuell», schrieb Strehle in seinem Freundesbeitrag für die Wehren-Hommage aus dem Jahr 2005. Man kann das als Ausdruck politischer Übereinstimmung lesen.

Das Fazit im Fall Strehle bleibt interessant. Der ehemalige Meisterdenker der Zürcher Autonomen verfolgt seit Mitte der neunziger Jahre eine bürgerliche Karriere, ist aber stets darauf bedacht, den radikallinken Kampfgefährten gegenüber das Gesicht zu wahren. Wenn nicht alles täuscht, ist dieser Spagat die Ursache einer gewissen Verspannung und Unfreiheit, die den Publizisten Res Strehle heute auszeichnet. Zu vielen wichtigen aktuellen politischen Themen wie EU oder Bundesrat bleibt der einst feurige Polit-Aktivist seltsam still. Vielleicht möchte er die alten Kameraden nicht enttäuschen. Der *Tagi*-Chef ist Gefangener seiner eigenen Vergangenheit. ○



Illustration «Wolf im Schafspelz» von Jürg Wehren aus Strehles «Damengambit», 1985.

# Krieg in den Köpfen

Wer die achtziger Jahre in der Schweiz verstehen will, muss die *Woz* lesen: Das «Hoforgan» spiegelt die Kämpfe in der Linken, vor allem auch um die Gewalt gegen die Demokratie.

Von Markus Schär



«Nix gute Gesinnung, nix Freiheit»: Marianne Fehr (r.) und Lotta Suter arbeiten an der ersten *Woz*-Ausgabe, 30. September 1981.

Es knallt gleich bei der Premiere: In der Erstausgabe der *Wochenzeitung* (*Woz*) am 1. Oktober 1981 schreibt Marianne Fehr über den Prozess gegen «die Gesinnungstäterin» Barbara Augustin, die am Grenzübergang Rheinau mit 24 Kilo Sprengstoff, 17 Zeitzündern und 150 Schuss Pistolenmunition gefasst worden ist. Die Berichterstatteerin empfindet den Prozess als «Kabarett» und erklärt die drei Jahre Zuchthaus für die Terroristin flapsig: «Nix gute Gesinnung, nix Freiheit.»

Auch journalistisch knallt die Nummer. Auf der Frontseite zeigt das Blatt die möglichen Endlager für den Atommüll: «Hier will die Nagra bohren.» Ein einsitzender Terrorist (wohl Giorgio Bellini) sendet mit seinem Tagebuch «Signale über die Knastmauer». Und der berühmteste Mitarbeiter führt sein erstes Kabinetstückchen vor: «Kurzer, aber erklecklicher Briefwechsel zwischen N. Meienberg und

S. Widmer, betr. die Wohnungs- und Ästhetikfrage in der bekannten Stadt Zürich». Schon mit der Erstausgabe beweist das neue Blatt also alle seine Qualitäten.

Und gleich zu Beginn zeigt sich: Anhand der *Woz* lässt sich die Geschichte der achtziger Jahre in der Schweiz schreiben, zumindest eine Mentalitätsgeschichte jenes eigentümlichen Milieus, in dem heute führende Journalisten, Politiker und Experten für Sozial-, Energie- und Umweltfragen ihre spätpubertäre Sozialisation erlebten.

Die Leitlinie ist die Haltung zur Gewalt, also zum extremistischen Terror. Die Untersuchung lässt sich verdichten auf drei Brennpunkte: die Friedensdemo in Bern 1981, den Überfall auf die Redaktion des Alternativmagazins *Tell* 1983 und den Kampf gegen das AKW Kaiseraugst sowie die Nagra 1984. Und der Befund – so viel vorweg – überrascht: Die

Zeitzeugen, die sich heute gegen die Kritik solidarisieren, diskutierten damals die Gewaltfrage hochdifferenziert.

## Vieli, Leutenegger, Giacobbo

Die *Woz* übernimmt 1981 die Funktion des «reinen linken Hoforgans». So sehen es zumindest die Konkurrenten vom *Tell*: Das Magazin wird gemacht von Journalisten wie Urs Kern (später Reporter Fernsehen DRS), Bendicht Luginbühl (später Chefredaktor DRS 3) oder Klaus Vieli (später Chef «Rundschau» von Fernsehen DRS, 1998 bei der Chefredaktorwahl dem *Woz*-Gründungsredaktor Filippo Leutenegger unterlegen) sowie dem Kolumnisten Viat Jacques de Koboff alias Viktor Giacobbo, damals Dokumentarist beim Fernsehen DRS und Maoist. Der *Tell* freut sich, weil er die «Pflichtstoffe» der *Woz* überlassen kann: Artikel oder auch nur Communiqués von den im-



mer gleichen Hausbesetzungen, Friedensdemos, Terroristenprozessen, Politsektentretieren, die in einem repräsentativen Organ nicht fehlen dürfen.

Es knallt häufig zu dieser Zeit, denn es herrscht Krieg, zumindest in den Köpfen der Bewegten. Zwar ist der Vietnamkrieg, der den Protest der Achtundsechziger befeuerte, längst vorbei; die Diktaturen in Griechenland, Spanien und Portugal sind gestürzt und die Terroranschläge in der Bundesrepublik Deutschland fast beendet. Aber die Bewegung kämpft auch in der friedlichen Schweiz gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen, gegen den Bau von Atomkraftwerken und Endlagern, gegen die Polizei und die Justiz, also grundsätzlich gegen den Staat.

Ausserdem droht die Apokalypse wegen des Waldsterbens: Dies fürchten alle Schweizer Medien – nur die *Woz* nicht. «Natürlich stirbt der Wald nicht», schreibt Res Strehle im Krisenherbst 1983. Der Wald werde als «Lazarus des Kapitals» auferstehen, um «die göttliche Heilungskraft des Systems zu beweisen». Und die Wirtschaft, gerade auch die Autoindustrie, profitiere von der Hysterie, erkennt der klar-sichtige marxistische Ökonom: «Ein Husarenstück kapitalistischer Marktstrategie, vorausgesetzt, die Konsumenten machen mit.» Er verärgert damit die Mehrzahl der Leser, die gerne an den Weltuntergang glauben.

#### «Stolzer Schweizer»

Dieses Intermezzo zeigt: Die *Woz* macht (und liest) ein explosiver Cocktail von Leuten, Relikte von 1968, die durch die Institutionen marschieren, und von 1980, die aus dem Staat «Gurkensalat» machen wollen, Terrorsympathisanten und Friedensbewegte, Analytiker und Apokalyptiker, Orthodoxe und Spontis. Das kann nicht lange gut gehen – zumal die Toleranz nicht zu den ausgeprägten Charakterzügen aller Beteiligten gehört.

Zum ersten Knall kommt es schon nach zwei Monaten wegen der Friedensdemo in Bern am 5. Dezember 1981. «Wer den Frieden will, muss ihn brechen», trompetet Nicolas Lindt in seinem Bericht: «Wenn es darum geht, den heutigen Friedenszustand zu verteidigen, bin ich dagegen. Es herrscht Krieg in unseren Städten (und nicht nur in den Städten), aber die Menschen verhalten sich so, wie wenn nichts wäre.» Deshalb, gesteht der Reporter, verspüre er manchmal «geradezu Sehnsucht nach dem Krieg». Dazu lästert in einem zweiten Text ein Fridolin Knoblauch über die Kompromisse der Organisatoren, die Illusionen der Demonstranten und einen anderen Journalisten – «dieses <Richard Aschinger>, das da für den *Tages-Anzeiger* die Sprache schändet».

«Ganz gefährlicher Unsinn», warnt in einem Leserbrief der Musikgelehrte Martin Schäfer: «Ein Krieg bricht aus, wenn Kriegsstimmung herrscht.» Der *Woz*-Mitarbeiter

Jean-Michel Berthoud (heute Journalist bei *swissinfo.ch*) wendet ein: «Dass wir hier in einer Scheindemokratie leben, die sich mit Repression aller Schattierung (vorläufig noch) am Leben erhalten kann, 1000-mal einverstanden. Aber Krieg, nein, Krieg herrscht hier nicht.» Und in einer langen Stellungnahme höhnen die Journalisten des Zürcher Presseladens, unter ihnen Jürg Wildberger (später Chefredaktor von *Facts* und *Weltwoche*, heute Unternehmensberater) und Ueli Haldimann (später Chefredaktor und Interimsdirektor des Schweizer Fernsehens, heute Berater): «Nichts gegen Journalismus mit Gefühl aus dem Bauch, nur kommt bei manchen halt dabei heraus, dass es auch da drin hohl ist.»

«Einem Journalisten des *Tages-Anzeigers* mit dem Neutrum <es> die menschliche Existenz abzusprechen, geht nicht nur über Anstand hinaus», mahnen die Kollegen. «Unter dem Regime der Fridolin Knoblauchs zu leben möge uns erspart bleiben. Wenn aus solch sprachlichem Ungeist materielle Gewalt wird, heisst es schliesslich <Juda verrecke>.» Und schliesslich

---

### Die *Woz* spielt denn auch gerne das Sprachrohr für die von ihr so genannten «AKW-Saboteure».

---

verraten die Rechercheure, dass Nicolas Lindt am Schluss der Kundgebung mit Militanten die Abschaffung der Armee gefordert habe.

Auch im Zentrum des nächsten Konflikts steht Nicolas Lindt (heute «Schriftsteller & Ritualgestalter»). Der Sponti, der mit originellen Artikeln glänzt, zieht schon aus der Debatte um Krieg und Frieden das Fazit: «Ich habe einmal mehr festgestellt, dass ich von <den Linken> nur noch in der dritten Person rede. Ich bin kein Linker mehr.» Ein Jahr später, zum ersten Geburtstag der *Woz*, spottet er in der Broschüre «Die Entlarver» über den Ungeist in der Redaktion: «So kategorisieren wir die Menschen: Einerseits die bösen Mächtigen und ihre dummen Untertanen – andererseits wir, die Kritischen, die Oppositionellen, die sozusagen <besseren> Menschen.» Gegenüber diesen besseren Menschen zeigten sich die Entlarver zahm: «Ob sich's nun um eine Hausbesetzung, eine Guerillaoffensive oder die letzte Frauendemo handelt – über solche Ereignisse berichten wir bemerkenswert unkritisch. Eine Art Hofberichterstattung wird da von uns erwartet, und wir halten uns daran, denn wer will schon als unsolidarisch gelten.» Darauf erwidern gleich vier Kollegen, prinzipienfest Res Strehle, der über den subjektiven Journalismus in der bürgerlichen Presse höhnt, vor allem im *Tages-Anzeiger*, «so etwas wie Avantgardeblatt des Kleinbürgertums».

Bevor im Februar 1983 das Urteil gegen die Terroristen Claudia Bislin und Jürg Wehren verkündet wird (je sieben Jahre Zuchthaus),

schreibt Nicolas Lindt einen offenen Brief an die Inhaftierte: «Niemand darf uns daran hindern, umzukehren und zu sagen: Ich bereue, was ich getan habe.» Claudia Bislin, die in ihrer Antwort jegliche Reue verweigert, werde nur «Widerstand» vorgeworfen, hält die Redaktion dagegen. Die Argumentationslinie des Kollegen treffe sich «mit der Logik, der Strategie und der täglichen Praxis in Untersuchungs- und Isolationshaft, Strafvollzug und Psychiatrie: Die Identität der Nicht-Angepassten in (zumindest gesetztes)konformes Verhalten umzupolen». Schliesslich bekennt sich Nicolas Lindt bei der Konkurrenz vom *Tell* als «stolzer Schweizer»: Dafür fliegt er endgültig aus der *Woz*-Redaktion.

#### Überfall auf die *Tell*-Redaktion

Am Sonntag, 27. März 1983, knallt es auch beim *Tell*: Militante mit Schlagstöcken stürmen die Redaktion, schneiden die Telefonkabel durch, klauen die Kasse und suchen die Abonnentenkartei. Zuletzt knipsen die Vandalen die Redaktion mit heruntergelassenen Hosen. Der deklarierte Anlass für den Überfall ist eine Serie über die Schweizer Achtundsechziger, vor allem ein Porträt des Terroristen Philip Werner Sauber, der 1975 nach der Entführung des CDU-Politikers Peter Lorenz erschossen wurde. «Linke Diskussionen und Haltungen zur Gewalt sind oft sehr hinterfotzig und schlitzohrig», räsontiert Klaus Vieli darin. «Bei gelungenen Aktionen wie der Lorenz-Entführung freut sich die Szene und applaudiert; wenn es schief geht, wird gezetert. Nach aussen distanziert man sich in offizieller Pose, privat hat man eine klammheimliche Freude.»

Dem halten die Militanten in ihrer Stellungnahme in der *Woz* ein Mao-Zitat entgegen: «Zwischen uns und dem Feind einen klaren Trennungsstrich ziehen!» Sie könnten nicht länger der Entsolidarisierungswelle «sogeannter <linker> Medien oder Unpersönlichkeiten wie Nick Lindt» zusehen. «Linke wollen sie nicht mehr sein – aber was um Herrgottswillen sonst?», fragt Res Strehle seine Kollegen vom *Tell*, die das Abhandeln der «Pflichtstoffe» verweigern (und unmittelbar vor dem Überfall über das Eingehen der *Woz* spekuliert haben).

Im Zentrum der nächsten Schlacht steht allerdings Res Strehle selber. Der Konflikt entzündet sich – zumindest in der offiziellen Version – an der Frage, ob die *Woz*-Redaktion Computer anschaffen solle. «Technologien sind nicht wertfrei», lehrt die Fraktion von Dr. oec. HSG Res Strehle, sie sieht in der IT aus den USA «imperialistisches Teufelswerkzeug».

Die Gegner setzen sich schliesslich gegen die «Maschinenstürmer» durch – Res Strehle verlässt die *Woz*, die er mitgegründet und bei der er vorgedacht hat. Er schlägt sich jahrelang mit Buchhaltungslektionen für Lehrlinge und Volkshochschulkursen über «Kapital und Kri-

se» durch; nebenbei gibt er bis in die neunziger Jahre Einführungskurse in den Marxismus für die Jünger der mehrfach wegen Terrors verurteilten Revolutionärin Andrea Stauffacher, mit der er an seiner ersten Stelle nach dem Studium beim Gottlieb-Duttweiler-Institut zusammengearbeitet hat. 1995 holt ihn Jürg Wildberger als Autor zum neugegründeten *Facts*, 1998 steigt er zum Wirtschaftschef der *Weltwoche* auf, schliesslich – von Roger Köppel als Stellvertreter geholt – zum Chefredaktor des *Magazins* und des *Tages-Anzeigers*.

So weit die offizielle Version, wie sie Weggefährten erzählen. Dem (Nach-)Leser der *Woz* drängt sich eine andere Sicht auf: Die wichtigste Trennungslinie – gemäss Mao zwischen Freund und Feind – zeigt sich nicht in den Meinungen zu den Computern als «imperialistischem Teufelszeug», sondern in der Abgrenzung von linksextremen Militanten, also in der Haltung zur Gewalt.

Was Res Strehle und mit ihm die tonangebende Redaktionsfraktion vom demokratischen, liberalen Rechtsstaat halten, kommt immer wieder zum Ausdruck: Der Staat ist, mit Regierung, Justiz und Polizei, nur ein Herrschaftsinstrument der Bourgeoisie. Klar wird es im Urteil über die demokratisch gewählten Politiker: Vor Verachtung verschont wird nur Bundesrat (und Energieminister) Willi Ritschard; Res Strehle und Jürg Frischknecht führen mit ihm im März 1983 ein Interview per Du – und nach dem Herztod des volksnahen Magistraten im Oktober 1983 wirft ihm die *Woz* in einem einfühlenden Nachruf nur «sozialdemokratische Normopathie» vor, also das krankhafte Einhalten der Regeln der Demokratie. Und besonders klar wird es, als Res Strehle und

Lotta Suter im Mai 1983 mit den *NZZ*-Redaktoren Hugo Bütler und Walter Schiesser um den Widerstand gegen Atomkraftwerke und Endlager in den Regionen streiten. Darin halten die *Woz*-Redaktoren fest: «Opposition macht nicht vor den Spielregeln des Staates halt, weil die Spielregeln selber politisch nicht neutral sind.»

### Es knallt ein letztes Mal

Was er damit meint – dass sich die Kämpfer gegen die imperialistische Bourgeoisie nicht an die Regeln des Rechtsstaates halten sollen –, macht Res Strehle in einem Kasten zum Gespräch endgültig klar: «Streng legaler Widerstand soll gefälligst nicht mit anderen politischen Aktionsformen kokettieren. Am Ende hat sich dieser Staat die Opposition nach Mass drapiert und kann sie grüppchenweise abspesen/besänftigen/kriminalisieren. Warum nicht daraus lernen und sich nicht auseinanderdividieren lassen? Unterschriften auf Initiativbogen mit Mauerprüchen ergänzen? Funken in Warnfeuern mit Funken anderswo? Legal/illegal – je nach Bedürfnissen und Fähigkeiten? Bauern, Umweltschützer, Armegegner, Fundamentaloppositionelle – ein Widerstand?»

Die *Woz* spielt denn auch gerne das Sprachrohr für die von ihr so genannten «AKW-Saboteure», die Politik und Stromversorger mit einem «Friedensangebot» erpressen: keine Anschläge mehr bei einem Verzicht auf das AKW Kaiseraugst. Eine minutiöse «Chronologie des militanten AKW-Widerstandes in der Schweiz» listet Sprengstoffanschläge, Brandstiftungen, Attacken gegen die SBB auf – als «politische Vorschläge an die ganze Bewegung».

Und schliesslich brüsten sich die Atom-Terroristen mit ihren Taten im Spiel «Atomic Rometsch», das die *Woz* am 17. August 1984 druckt. Mit (teils dokumentierten) Anschlägen auf Strommasten, Kurzschlüssen in Atomkraftwerken oder Sprengstoffkerzen für Ständeräte lassen sich dabei Punkte «gegen das System» gewinnen – bis hin zur (realen) Brandstiftung beim Ferienhaus von Nagra-Chef Rudolf Rometsch. (Bundesrat Willi Ritschard – als Hommage – steigt im Spiel auf das «Friedensangebot» ein und liegt schliesslich tot unter einer Hochspannungsleitung.)

Es knallt ein letztes Mal, als Res Strehle zwei Wochen später ein verständnisvolles Interview mit einem der Atomterroristen führt, unter dem Titel: «Kaiseraugst soll sie so teuer wie möglich zu stehen kommen». Darin bedauert der Interviewer, nicht etwa der Interviewte: «Gemässigte Anti-AKW-Organisationen distanzieren sich gegenwärtig noch stets postwendend von militanten Aktionen.» Und er verheisst: «Ein Festhalten am Kaiseraugst-Projekt von Seiten der Atomlobby könnte immerhin zu einer Radikalisierung auch unter Gemässigten führen und damit möglicherweise zu einem Schulterchluss mit militanteren AKW-Gegnern.»

Was halten die anderen *Woz*-Redaktoren davon, dass die Atomterroristen ihr Blatt als Sprachrohr nutzen und dass Res Strehle persönlich ihnen als Corporate-Communications-Abteilung dient? Sie schweigen in ewiger Solidarität. Ein kleines Detail nur verrät, dass es auf der Redaktion geknallt haben dürfte: Im August 1984 verschwindet Res Strehle aus dem Impressum. ○



«Erklecklicher Briefwechsel»: Meienberg, 1983.



«Legal/illegal – je nach Bedürfnissen»: Demo, 1986.



«Sehnsucht nach dem Krieg»: Autor Lindt, 1984.



# Hymnen auf Gewalt und Terror

Die Achtziger gelten heute als junge, freche Sponti-Bewegung, die den Weg zur Partygesellschaft ebnete. Ausgeblendet wird dabei, dass die «Bewegten» eine verstörende Gewalttätigkeit an den Tag legten und politischen Terror verherrlichten. *Von Lucien Scherrer*



*Die Kämpfe flammen immer wieder auf:* Proteste während des Sechseläutens am 27. April 1981 in Zürich.

Jede Generation hat ihre Mythen: Die Aktivdienstler haben uns vor Hitler beschützt, die 68er haben uns die sexuelle Befreiung geschenkt, und dank der 80er Bewegung haben wir heute ein Nachtleben, das diesen Namen verdient. Während die Nachgeborenen die Mythen der Aktivdienstler und der 68er längst zertrümmert haben, zehren die «Bewegten» bis heute von ihrem Ruhm, und kaum jemand widerspricht ihnen. Man will ja kein Spiesser sein.

So waren die Zeitungen 2010 des Lobes voll, als sich die Initialzündung der 80er Bewegung, der Zürcher Opernhaus-Krawall vom 30. Mai 1980, zum dreissigsten Mal jährte. Der *Tages-Anzeiger* schwärmte von den kulturellen «Errungenschaften» der Bewegung; in der *Zürichsee-Zeitung* durfte ein ehemaliger Aktivist den Jungen von heute wieder einmal erzählen, dass Zürich ohne die Jugendbewegung (und ihn) heute niemals «so offen, lebendig und

kulturell reichhaltig» wäre, und die linke *Wochenzeitung* (Woz) stimmte eine Lobeshymne auf die lustigen «Stadtindianer» an, die das Bürgertum und die Behörden mit spontanen Aktionen, frechen Sprüchen und «viel kreativem Witz» herausgefordert hätten. Wobei der Gegenseite nichts Gescheiteres eingefallen sei als «Repression und Polizeigewalt». Nur die NZZ wies etwas scheu darauf hin, dass die bewegten Jugendlichen nicht nur durch ihre Kreativität, sondern auch durch ihre «hohe Gewaltbereitschaft» aufgefallen seien.

## «Offiziersball flambiert»

In der Tat kann man über die Frage streiten, welchen Anteil die 80er an der Liberalisierung des Party- und Nachtlebens hatten – vielleicht wären die Schweizer Städte im Zuge der Globalisierung ohnehin offener geworden, wer weiss. Doch eines ist sicher: Die Jugendbewegung leg-

te eine Gewaltbereitschaft an den Tag, die bis heute beispiellos ist. Die Gewaltwelle bricht am 30. Mai 1980 los, als Jugendliche vor dem Opernhaus gegen die Politik des Stadtrats protestieren. Dieser verweigerte ihnen Geld für ein Autonomes Jugendzentrum (AJZ), bewilligte aber gleichzeitig einen Kredit von sechzig Millionen Franken für die Renovation des Opernhauses. Die Demonstration artet in wüste Schlägereien und Strassenschlachten mit der Polizei aus. Es gibt Dutzende Verletzte, ein Polizist erleidet einen tödlichen Herzinfarkt. Demonstranten applaudieren, als er abtransportiert wird.

Nach dem Opernhaus-Krawall flammen die Kämpfe während Monaten immer wieder auf. Wie gross die Gewaltbereitschaft war, zeigt eine Auswahl von Vorfällen, die sich innerhalb von wenigen Wochen ereigneten.

15. November 1980: Brandanschlag auf den Offiziersball im «Grandhotel Dolder» («Offiziers-



«Ganz ausrotten»: RAF-Opfer Schleyer, 1977.

ball flambiert» heisst das in der Sprache der Bewegung). Vor der Roten Fabrik werden Autos mit Flaschen beworfen und Container angezündet.

17. November 1980: Die Autos von drei Bezirksanwälten werden «eingeschert».

26. November 1980: Unbekannte versuchen, das Ferienhaus von Stadträtin Emilie Lieberherr (SP) abzufackeln. Die Nachbarn haben Glück, dass der Zünder des Brandsatzes versagt. «Das Feuer hätte nicht nur auf Lieberherr's Bauernhaus, sondern auch auf umliegende ältere Holzhäuser übergreifen können», schreibt der *Tages-Anzeiger*.

29. November 1980: Studenten feiern das 125-jährige Bestehen der ETH. «Bewegte» stören den Umzug durch die Stadt mit Knallkörpern und Trillerpfeifen und schlagen Scheiben von Trams ein. Beim Kongresshaus greifen sie Gäste des Jubiläumssessens an, beschimpfen sie und bewerfen sie mit Eiern.

24. Dezember 1980: «Schweigemarsch» zum geschlossenen AJZ, Polizisten werden mit Flaschen und Molotowcocktails beworfen, Passanten angepöbelt. Am Abend zünden «Bewegte» Christbäume an, demolieren Schaufenster, errichten Barrikaden und schmeissen Steine auf Autos. Auf dem Flughafen Kloten sprengen sie eine Radaranlage.

#### «Sollen sie ruhig ins Gras beißen»

Die Liste liesse sich über mehrere Seiten erweitern, mit Brandanschlägen, Schlägereien oder Plünderungen von Geschäften. Das Ausmass der Gewalt war derart heftig, dass sich Bürger und Behörden ernsthaft fragten, ob das staatliche Gewaltmonopol noch gewährleistet sei. Woher kam diese Gewaltbereitschaft, diese Verachtung für Politiker, Beamte und Unbeteiligte? Eine beliebte Erklärung lautet: Weil die Gesellschaft so intolerant und der Staat so repressiv war. «Wenn Ruhe Erstarung und Ordnung Unterdrückung heisst, dann kann von den Betroffenen nur zweierlei erwartet werden», schrieb die Eidgenössische Kommission für Jugendfragen bereits im November 1980, «entweder Resignation, Betäu-

bung und Selbstzerstörung oder Unruhe und Unordnung.»

Dass gewisse Politiker und Behörden 1980 eine bornierte Haltung gegenüber der Jugendkultur einnahmen, lässt sich kaum bestreiten (erinnert sei an den Satz «Rockmusik ist Krach» von LdU-Stadtpräsident Sigmund Widmer); ebenso wenig, dass es Fälle gab, in denen die Polizei mit übertriebener Härte gegen Demonstranten und Zaungäste vorging. Wer die Ursachen der Gewalt bei der «Gesellschaft» sucht, verdrängt jedoch einen entscheidenden Punkt: Die Gewalt war ein ideologisch begründeter, fester Bestandteil der Bewegung – und ihre Wortführer verherrlichten Gewalt schon lange bevor der Opernhaus-Krawall ausbrach.

«Gewalt gegen das System ist unser Ausbruch aus dem inneren Knast», verkündete das Sprachrohr der «Bewegten», das *Stilet*, 1980, «bist du dazu nicht bereit, so wendest du [...] Gewalt gegen dich.» Doch es ging nicht nur darum, eingebildeten oder realen «Knästen» zu entfliehen. Gewalt sollte jene treffen, die es «verdient» hatten: «Bonzen», «Ausbeuter» und Repräsentanten des verhassten Systems. Es sei nur recht, einem «Bonzenschwein» eins auf den Deckel zu geben, schrieb das Blatt nach einem Brandanschlag auf das Auto eines AKW-Direktors. Und als der Schweizer Geschäftsträger Hugo Wey 1979 in San Salvador von Terroristen erschossen wurde, höhnte das *Stilet*: «Sollen sie ruhig ins Gras beißen.»

Anders als die 68er, die sich gerne in streng hierarchischen Marxistengruppen wie der Poch sammelten, lehnten die 80er Strukturen und Autoritäten ab, weshalb sie auch nicht auf

#### Noch 1997 lud die Rote Fabrik ehemalige RAF-Terroristen zu einer Diskussion ein.

die Idee kamen, Massenmördern wie Mao oder Enver Hoxha zu huldigen. Sie waren anti-kapitalistisch, aber bewusst unorganisiert, ein bunt zusammengewürfelter Haufen, in dem sich Anarchisten, unzufriedene Lehrlinge, Jugendliche auf der Suche nach Action, enttäuschte 68er und Linksautonome tummelten. Den Autonomen gelang es jedoch, die Haltung der «Bewegten» gegenüber Gewalt und Terror massgeblich zu beeinflussen.

Im Gegensatz zu den marxistischen 68er Parteien, die individuelle Gewalt ablehnten, unterstützten Autonome seit Anfang der 70er Jahre Terroristen wie die Rote-Armee-Fraktion (RAF) oder die Roten Brigaden. In Zürich durften die Terroristen auf die «Gruppe Bändlistrasse» zählen, die Anfang der 70er Jahre Bombenanschläge und Entführungen von Politikern vorbereitete, wegen exzessiven Drogenkonsums jedoch nie zur Tat schritt. Nachdem die Truppe verhaftet worden war, gründeten einzelne Mitglieder nach ihrer

Entlassung aus dem Gefängnis 1974 die Rote Hilfe, einen karitativen Verein, der sich um den Vertrieb von RAF-Propaganda und um das Wohlergehen von inhaftierten Terroristen kümmerte. Die Rote Hilfe gab die Zeitschrift *S fräche Blatt* heraus, das sich bald zu einem Organ der Jugendbewegung mauserte, die sich Mitte der 70er Jahre zu formieren begann.

Die Töne, die das Blatt anschlug, sprühten eher vor Menschenverachtung als vor «kreativem Witz». So feierte es im Januar 1978 mit unverhohlener Freude die Morde, welche die RAF im «Grosswild-Jägerjahr 1977» begangen hatte. Die Opfer verhöhnt der anonyme Schreiber als «das schwabbelige Nashorn Buback» und seine «Arschkriecher» (gemeint sind Generalstaatsanwalt Siegfried Buback und seine Leibwächter), als «widerliche Hyäne» (Bankier Jürgen Ponto) und als «fettes Warzenschwein» (Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer). «Vielleicht», witzelte der Autor, «wird es ja gelingen, den Bestand von Raubtieren weiter zu verringern und letztlich vielleicht ganz auszurotten.»

#### «Furgler, du Geier, denk an Schleyer»

«Menschen» von «Schweinen» trennen, um Letztere reinen Gewissens «auszurotten»: Das mutet irgendwie «faschistisch» an, gehörte aber zu den Methoden der RAF, die sich sinnigerweise dem Kampf gegen die «faschistische» Bundesrepublik verschrieben hatte. Ihre Genossen vom *Fräche Blatt* kümmerte das nicht. Sie plapperten alles eifrig nach, verunglimpften FDP-Anhänger als «Schweine im Bürgerpelz», veröffentlichten Adressen von missliebigen Personen und schickten Justizminister Kurt Furgler eine Warnung: «Furgler, du Geier, denk an Schleyer».

Waren das verbale Amokläufe von geistig Verirrten, die niemand in der «Bewegung» ernst nahm? Mitnichten: Es gehörte zum guten Ton, sich als Terrorverstehler zu brüsten. Und die «Bewegung» machte sich die Unterscheidung zwischen «Mensch» und «Schwein» zu eigen: Polizisten, politische Gegner oder Ladenbesitzer waren «Schweine», die man bestehlen, enteignen, verprügeln oder sonst wie schädigen konnte. Diese Haltung schlug sich auch in der Musik der «Bewegten» nieder, etwa als die Gruppe «Platza» über die «blau VBZ-Sau» herzog, also einen Billettkontrolleur. Noch 1997 lud das alternative Kulturzentrum Rote Fabrik ehemalige RAF-Terroristen zu einer Diskussion ein. Als die deutschen Ex-Attentäter selbstkritisch zurückschauten, empörte sich das Schweizer Publikum. Die schon damals beim Staatsradio als Moderatorin tätige Franziska Oliver etwa kritisierte aggressiv, man habe sich doch Inspiration für die «Wiederaufnahme des bewaffneten Kampfs» erhofft. Die Sympathie für Terroristen hat sich bei gewissen «Bewegten» ebenso lange gehalten wie der Mythos einer lustigen, kreativen Bewegung. ○





## Abstimmung

# Die Enteignungsvorlage

Zu Recht wird die Zersiedelung der Schweiz beklagt. Die Revision des Raumplanungsgesetzes ist aber das falsche Rezept dagegen. Baulandinhaber würden zum Bauen gezwungen. Es droht ein Umverteilungsmonster. *Von Hans Egloff*

Kürzlich wiesen Andreas Kunz und Rico Bandle in der *Weltwoche* darauf hin, dass schlechte Raumplanung zu verstreuten Überbauungen führt. Dabei entstehen hohe Infrastrukturkosten, und es wird unnötig viel Kulturland verbraucht. Beide Aussagen sind richtig, doch was ist die richtige Reaktion auf diesen Befund? Sollen wir angesichts der schlechten Raumplanung jetzt einer Gesetzesrevision zustimmen, durch die Grundbesitzer mit Landreserven zum Bauen gezwungen werden können – inklusive Sanktionsmöglichkeiten und Fristansetzungen? Sollen wir eine Abgabe gutheissen, welche eine nach oben unbeschränkte Steuer auf die Wertsteigerung bei Einzonungen bewirkt? Soll deshalb im grossen Stil verordnet werden, dass die Gemeinden ihr Bauland reduzieren müssen, ohne dass dies finanziert ist, was wohl in der Praxis zu Enteignungen führen dürfte? Ein genauer Blick auf die Vorlage lohnt sich, denn es werden etliche Irrtümer verbreitet:

### Irrtum 1 — Es trifft nur die Eigentümer von Land in der Landwirtschaftszone

Die vorgesehene Verschärfung der Bundesvorschriften zur Mehrwertabgabe wird von den Verfechtern der RPG-Revision als harmlos verkauft. Es werde lediglich ein langjähriger Gesetzesauftrag nachgeholt. Dabei wird so getan, als würde die Massnahme nur die Eigentümer von Land betreffen, das sich heute noch in der Landwirtschafts- oder eventuell in der Reservezone befindet, aber dereinst einmal eingezont werden könnte. Dem ist nicht so.

Die RPG-Revision sieht einen Abgabesatz von mindestens 20 Prozent und eine Abgabepflicht «mindestens» bei Neueinzonungen vor. Diese Formulierung ist ein Freipass für ländliche Kantone. Sie verleitet diese dazu, die Abgabe mittelfristig höher festzusetzen. Städtische Kantone hingegen können sich veranlasst sehen, den Anwendungsbereich der Abgabe auch auf Auf- und Umzonungen auszuweiten. Damit sind potenziell alle Immobilieneigentümer von dieser Abgabe betroffen.

### Irrtum 2 — Die Vorlage dient der Harmonie im Land

Eine einschneidende Verschärfung im Vergleich zum bestehenden Raumplanungsgesetz ist die explizite Rückzonungspflicht. Die Bau-

zonen einer Gemeinde sollen dem voraussichtlichen Bedarf der nächsten fünfzehn Jahre entsprechen. Was darüber hinaus eingezont wurde, müsste wieder ausgezont werden. Dies stellt die von den Behörden und Gemeindeversammlungen gefällten Einzonungsentscheide in Frage und beschneidet damit die Gemeindehoheit. Für die Eigentümer der ausgezonten Grundstücke kommen die Rückzonungen einer Enteignung gleich. Es ist klar, dass sie dies nicht einfach akzeptieren werden. Auszonungen müssen in der Regel voll entschädigt wer-



*Eigentumsgarantie:* Häuserbau in der Schweiz.

den. Zu Recht können sich Grundeigentümer auf die Eigentumsgarantie und die Rechtsprechung berufen. Es wird zu unzähligen gerichtlichen Auseinandersetzungen und hohen Entschädigungsforderungen kommen.

### Irrtum 3 — Die Revision finanziert sich selbst

Durch die Abgabe wird suggeriert, die Revision finanziere sich sozusagen selbst. Dabei gibt es nur grobe Schätzungen darüber, welche Beträge für die Entschädigung bei Rückzonungen aufgewendet werden müssten. Klar ist lediglich, dass es sehr schnell um sehr hohe Beträge geht,

die über die Mehrwertabgabe finanziert werden sollen. Doch die Erträge werden nicht in denselben Gemeinden anfallen, welche auch die Rückzonungen zu entschädigen haben. Dies auszugleichen, wird zu einer Umverteilungsbürokratie über Gemeinde- und Kantons Grenzen hinweg. Bereits jetzt ist absehbar, dass die Einnahmen aus der Mehrwertabgabe bei weitem nicht ausreichen werden, um alle gesetzlich notwendigen Rückzonungen vorzunehmen. Damit stehen die Gemeindebehörden vor einer unangenehmen Wahl: Entweder biegen sie das Gesetz und zonen trotzdem ein, um mehr Steuern und Abgaben für die Rückzonungen zu generieren, oder sie entschädigen den Eigentümern die Auszonungen gar nicht oder nur teilweise.

### Es gibt Alternativen

Der Handlungsbedarf beim Schutz von Kulturland ist nicht einem unzureichenden Raumplanungsgesetz geschuldet, sondern dem unzureichenden Vollzug geltender Bestimmungen. Dabei wären Alternativen vorhanden: Verdichtetes Bauen und eine Siedlungsentwicklung nach innen können auch auf anderem Wege erreicht werden: mit einer Liberalisierung der Bauvorschriften und Anreizen zur besseren Ausnutzung der Grundstücke. Das Kulturland kann durch mehr Zurückhaltung bei Bewilligungen im Nichtbaug Gebiet geschont werden. Die Probleme ausserhalb der Bauzonen wurden in der Revision völlig ausgeklammert. Dies, obwohl fast ein Viertel aller Wohnbauten im Nichtbaug Gebiet liegen.

Zudem und ganz wichtig: Das bestehende Raumplanungsgesetz bleibt in Kraft. Es wird durch das Nein an der Urne nicht aufgehoben. Es besteht keine Gefahr, dass wir plötzlich ohne Raumplanung dastehen. Für die Eigentümer ist entscheidend, dass sie über ihren eigenen Grund und Boden weiterhin selber verfügen können. Für die Gemeinden ist zentral, dass sie ihren Handlungsspielraum behalten und die räumliche Entwicklung selber gestalten können. Der Top-down-Ansatz führt in eine Sackgasse. Das geltende Raumplanungsgesetz darf sich weiterentwickeln – aber nicht so.

Hans Egloff ist Nationalrat (SVP) und Präsident des Hauseigentümergebietes Schweiz.



Flucht nach vorn: Swisgrid-Chef Pierre-Alain Graf (l.) und Finanzchef Luca Baroni.



Investitionsbedarf: Hochspannungsleitungen.

# Millionenloch bei Stromkonzernen

Bei der Pensionskasse der staatlichen Stromversorger klafft eine Deckungslücke von über 400 Millionen Franken. Konsumenten und Steuerzahler müssen einspringen. *Von Christoph Landolt*

Wer Naturstrom ernten will, muss nicht nur Subventionen säen – er muss auch neue Leitungen bauen. Die Gigawattstunden von nachhaltiger Energie, die nach dem Willen des Bundes in einigen Jahren aus Windmühlen und Solarpanels kommen sollen, fließen unregelmässig. Es braucht deshalb Investitionen ins Stromnetz.

Um bei den Energieversorgern Geld für neue Leitungen lockerzumachen, hat der Bundesrat kürzlich höhere Netznutzungsgebühren bewilligt. Ab dem nächsten Jahr soll das den Stromkonzernen zusätzliche 190 Millionen pro Jahr einbringen. Das Geld werde verwendet, um die Energiewende zu ermöglichen, betonen Branchenvertreter.

Ihr Kalkül ging auf. Obwohl die Entscheidung des Bundesrats die Konsumenten teuer zu stehen kommt, blieben die Konsumentenschutzorganisationen erstaunlich ruhig. Einzig einige Wirtschaftsvertreter murrten kurz auf. Und Preisüberwacher Stefan Meierhans kritisierte, es gebe keine Garantie, dass die zusätzlichen Einnahmen tatsächlich in die Energiewende flössen.

Die Befürchtungen des Preisüberwachers sind berechtigt. Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, kommen auf die Netzbetreiber zunächst einmal neue Ausgaben zu, die mit der Energiewende nichts, mit veralteten Strukturen aber viel zu tun haben. Viele Schweizer

Stromversorger sind einer maroden Pensionskasse angeschlossen, die saniert werden muss. Das Problem ist von hohem öffentlichem Interesse, weil praktisch die ganze Energiebranche dem Staat gehört. Wenn die Unternehmen Millionen einschiessen müssen, bezahlt entweder der Steuerzahler (in Form von entgangenen Einnahmen) oder der Konsument (in Form von höheren Energiepreisen) – in jedem Fall also die Allgemeinheit.

## Motto: nichts wie weg

Beim Sorgenkind handelt es sich um die Genossenschaft der Pensionskasse Energie (PKE). 154 schweizerische Stromversorger mit insgesamt 15 000 Versicherten sind dieser Pensionskasse angeschlossen, von A wie Aarewerke AG bis Z wie Zwiilag Würenlingen. Der PKE-Genossenschaft geht es schlecht. Grund dafür ist die Organisation der Pensionskasse, die nach dem sogenannten Leistungsprimat funktioniert: Die Renten, die sie pensionierten Mitarbeitern auszahlt, bemessen sich beim Leistungsprimat nicht danach, was diese einbezahlt haben, sondern danach, was ihnen einst versprochen wurde. Das Leistungsprimat ist – ähnlich wie die AHV – eine Art Umlageverfahren, das bestens funktioniert, solange an den Kapitalmärkten hohe Renditen erzielt werden.

Tatsächlich stimmen bei der PKE-Genossenschaft Einnahmen und Ausgaben seit Jahren

nicht mehr überein. Die Kapitalerträge sind wegen der schwachen Wirtschaftslage eingebrochen. Im Geschäftsjahr 2011/2012 konnten die Pensionskassenmanager nur 2,3 Prozent Rendite erzielen – budgetiert waren aber 4 Prozent. Der ausgewiesene Deckungsgrad von 106 Prozent (Stand Ende 2012) ist wegen dieses technischen Zinssatzes unrealistisch hoch und verschleiert die Sicht auf die wahren Verhältnisse.

Die Beurteilung einer Pensionskasse ist nicht einfach, vieles hängt davon ab, wie sich die Wirtschaft entwickelt. PKE-Geschäftsführer Ronald Schnurrenberger räumt ein, dass die Genossenschaft «ihre Leistungen überprüfen muss». Eine Sanierung, wie sie das Gesetz bei einem Deckungsgrad von unter 100 Prozent fordert, sei aber nicht nötig. Die PKE schlägt den Versicherten vor, den technischen Zinssatz auf 2,5 Prozent zu senken. Gemäss Jérôme Cosandey, Pensionskassenspezialist beim Think-Tank Avenir Suisse, läge der realistische Deckungsgrad der PKE-Genossenschaft bei lediglich 91,5 Prozent. «Bei einem technischen Zins von 2,5 Prozent fehlen 425 Millionen Franken», sagt Cosandey. Die Pensionskasse ist ein Sanierungsfall.

Eine der Firmen, die im Fall einer Sanierung zur Kasse gebeten würden, ist Swisgrid. Das Monopolunternehmen, das sämtliche Hochspannungsleitungen der Schweiz kontrolliert,



ist im Besitz von siebzehn Schweizer Elektrizitätsunternehmen, welche wiederum mehrheitlich Kantone und Gemeinden gehören. Bei Swissgrid lautet das Motto: Nichts wie weg aus der PKE-Genossenschaft. Die vierhundert Mitarbeiter sollen künftig in eine Pensionskasse einzahlen, die nach dem moderneren Beitragsprimat funktioniert. Der technische Zinssatz kann bei diesem Modell einfacher angepasst werden.

Diese Flucht nach vorne lässt sich Swissgrid viel kosten. Um den Mitarbeitern vergleichbare Rentenleistungen zu garantieren, will die Geschäftsleitung einmalig 23 Millionen Franken einschiessen – 57 500 Franken pro Angestellten. Hinzu kommt eine weitere Million pro Jahr, auf unbestimmte Zeit. Das Angebot sei fair, sagt Swissgrid-Personalchefin Beatrice Brack: «Wenn wir bleiben und die Sanierung mittragen müssen, käme uns das mindestens gleich teuer.»

#### Jeder darf mitreden

Zwei Umstände am Swissgrid-Ausstiegsplan werfen Fragen auf: zum einen die enormen Kosten. Würden sich die anderen 153 Stromunternehmen, die der PKE-Genossenschaft angeschlossen sind, den Pensionskassenausstieg gleich viel kosten lassen wie Swissgrid, müssten sich die Eigentümer – Steuerzahler und Stromkonsumenten – auf noch höhere Kosten

als 425 Millionen gefasst machen. Hochgerechnet auf 15 000 Personen beträgt die Summe, welche Swissgrid aufwirft, stolze 975 Millionen Franken. Warum bezahlt Swissgrid so viel?

Weiter ist bemerkenswert, dass Swissgrid von den Mitarbeitern keinen Beitrag an die Sanierung erwartet. Die Netzmonopolistin gliedert sich damit in eine lange Reihe von Staatsbetrieben mit einem Pensionskassenproblem ein, bei denen die Angestellten mehr oder weniger ungeschoren davorkamen und -kommen (BVK im Kanton Zürich, Lehrer- und Beamtenpensionskassen im Kanton Bern, SBB). Warum werden die Lasten der Sanierung so einseitig verteilt?

#### Ältere Mitarbeiter haben nicht unbedingt ein Interesse an einer gesunden Pensionskasse.

Die Altlast, welche die Stromkonzerne beseitigen müssen, besteht nicht nur aus einer 425-Millionen-Deckungslücke. Die ganze Organisation der PKE-Genossenschaft stellt eine Altlast dar. Das Wort «Genossenschaft» in PKE-Genossenschaft ist nämlich keine Worthülle. Es bedeutet, dass jeder einzelne Mitarbeiter ein Wörtchen mitreden darf. Wenn die PKE den Schönwetterzinssatz von 4 Prozent auf ein realistisches Niveau senken will, braucht

sie dafür den Segen ihrer 9500 Angestellten und 5500 Rentner. Vor allem ältere Mitarbeiter haben nicht unbedingt ein Interesse an einer gesunden Pensionskasse – sie wollen schlicht eine möglichst hohe Rente für sich selbst.

Die Basisdemokratie gilt auch im Fall von Swissgrid. Die Belegschaft muss bis am 12. März brieflich über den Wechsel abstimmen. Die Angestellten machten ihrer Arbeitgeberin schon einmal einen Strich durch die Rechnung. Bereits 2011 wollte Swissgrid der PKE-Genossenschaft den Rücken kehren. Swissgrid bot damals als «einmaliges Angebot» eine Einlage von 6 Millionen Franken. Die Mehrheit war für den Wechsel. Da gemäss Reglement nicht abgegebene Stimmen aber automatisch als Nein gewertet werden, scheiterte der Pensionskassenwechsel an der Stimmbeteiligung. Damit die Mitarbeiter nun, zwei Jahre später, ihr Vetorecht dennoch aufgeben, lockt Swissgrid sie mit einer viermal höheren Summe.

Das Geld dafür steht dank dem Bundesrat zur Verfügung. Vom Energiewende-Zuschlag von 190 Millionen Franken, die der Strombranche neu zufließen, gehen 10 Prozent, also 19 Millionen, an die Monopolistin Swissgrid. Im gleichen Jahr überweist die Firma 23 Millionen in ihre Pensionskasse. Wenn die Stromrechnung bald teurer wird, muss also nicht unbedingt Naturstrom dahinterstecken – das Geld könnte auch für die Pensionskasse draufgehen. ○

# WACHSENDE ZWEIFEL AN DER RAUMPLANUNGSREVISION

1. Aussonnungen kosten Milliarden. Wenige profitieren – alle zahlen.
2. Zwang zum Bauen ist kontraproduktiv. Wir brauchen keine Bau-Beschleuniger.
3. Zentralismus ist negativ. Bevormundete Gemeinden planen schlechter.

**Zum Boden müssen wir Sorge tragen. Doch übertriebene Planung schafft nicht mehr Raum.**

**NEIN**  
zum Raum-  
planungsgesetz  
am 3. März

# Eine Legende erwacht

Die burmesische Stadt Rangun war das Juwel des britischen Empire. Künstler und Abenteurer verfielen ihrer Pracht. Die Romantik verblasste, als 1962 eine sozialistische Militärjunta an die Macht kam. Nun regt sich neue Betriebsamkeit im vergessenen Reich. *Von Tony Perrottet*

Wir stecken in Yangons Stossverkehr, und Thant Myint-U beschwört ein goldenes Zeitalter. Der hervorragende myanmarische Historiker, Akademiker und ehemalige Uno-Vertreter hat einen Grossteil der letzten zwei Jahre damit verbracht, die spektakulären Architekturdenkmäler der Stadt zu retten. Vom Stau gebremst, bewegen wir uns langsam durch das alte koloniale Herz der einst Rangun genannten Stadt und können uns dadurch deren einstigen Glanz vor Augen führen. Auch wenn man sich dies nach fast fünfzig Jahren politischer Isolation Myanmars nur mit Mühe vorstellen kann: Rangun war einst ein südostasiatisches Juwel des britischen Empire.

In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts entstiegen Reisende aus aller Welt den Ozeandampfern im palmengesäumten Hafen. Mit grossen Augen gingen sie dann durch die kosmopolitischen Boulevards, auf denen sich kahlgeschorene Mönche ebenso wie englische Bankiers und schottische Ingenieure drängten und wo neben den prächtigen Fassaden der von den Briten erbauten Gebäude vergoldete Pagoden glänzten. Rangun war einer der meistbenutzten Häfen der Welt, eine wichtige Station der Handelsstrecke zwischen Kalkutta und Schanghai, eine Stadt, die königliche Häupter ebenso anzog wie Berühmtheiten, Künstler und Abenteurer.

Fast alle, die von Bedeutung waren, stiegen im prächtigen «Strand Hotel» ab, einer Enklave europäischen Stils, gegründet von derselben armenischen Familie, die auch das «Raffles» in Singapur besass; das dazugehörige französische Restaurant galt als eines der besten in Asien.

Die Neuankömmlinge fanden sich rasch an einer der Partys wieder, die in Privatkлубs geschmissen wurden: In den feuchten, vom Duft tropischer Blumen geschwängerten Nächten floss der Champagner in Strömen und spielten Jazzbands unter den langsam kreisenden Ventilatoren bis zum Morgengrauen.

Das romantische Image Ranguns wurde verstärkt durch allerlei Autoren. Nachdem er sich in Ranguns Gesellschaftsleben gestürzt hatte, komponierte Noël Coward sein berühmtes Lied «Mad Dogs and Englishmen» mit der Zeile «In Rangoon the heat of noon is just what the natives shun». Pablo Neruda wurde 1927 als Konsul hierhin entsandt und hatte eine Affäre mit einer schönen Frau, die er seine «birmanische Pantherin» nannte. (Sie war ver-

rückt vor Eifersucht und schlich manchmal mit einem Silbermesser um sein Bett herum, wie er im Gedicht «Der Tango des Witwers» beschreibt.) Der junge Eric Blair – besser bekannt unter seinem Pseudonym George Orwell – kam nach Rangun, wenn er Erholung brauchte von seinem schrecklichen Leben als Provinzpolizist. Und Hollywood trug zum Ruf der Stadt bei mit brünstigen Filmen wie «Moon over Burma» mit Dorothy Lamour als amerikanischer Sirene.

## Das Elend der Generäle

Die Romantik verblasste, als 1962 eine sozialistische Militärjunta in Burma die Macht übernahm und das Land gegen den Rest der Welt abschottete. Im Lauf der nächsten fünfzig Jahre stiess eine Reihe skrupelloser und unfähiger Generäle das Land immer tiefer ins wirtschaftliche Elend und machte es zu einem Staat, den man mied. Sogar als die Militärs in den neunziger Jahren den Tourismus zu fördern beschlossen, kam nur ein Häuflein klein, denn die Infrastruktur des Landes war am Zusammenbrechen, Visa gab es nur für Kurzaufenthalte, und die Oppositionsführerin Aung San Suu Kyi forderte Reisende auf, das Land zu boykottieren. So wurde es zu einer Zeitkapsel.

Denn wohl hatten Nationalisten vor langer Zeit die englischen Strassennamen getilgt und hatte die Regierung das Land 1989 von Burma in Myanmar und Rangun in Yangon umbenannt. Doch so repressiv die Jahrzehnte der Stagnation auch waren und so sehr sie das Land isoliert hatten: Dank ihnen blieben die Bauten aus der Zeit des britischen Empire erhalten.

«Yangon birgt heute Schätze kolonialer Architektur wie keine andere Stadt Südostasiens», sagt Thant. Dies könnte sich aber blitzartig ändern: Unmengen von Städten in diesem Teil der Welt haben im Zuge schnellen wirtschaftlichen Fortschritts ihr historisches Erbe zerstört, man denke nur an Singapur, Bangkok, Hanoi oder Schanghai. Laut Moe Moe Lwin, der Generalsekretärin von Myanmar's Architektenvereinigung, könnte Yangon in fünfzehn Jahren so reizvoll wie Paris sein – oder ein seelenloses Katastrophengebiet.

Die drohende Überentwicklung ist eine unerwartete Folge der schnellen politischen Veränderungen Myanmars in den letzten zwei Jahren. Ende 2010 wurde Aung San Suu Kyi aus dem Hausarrest entlassen und fanden von den Militärs orchestrierte Wahlen statt. 2011 nahm



«Die schönste Stadt Südostasiens»: 2600 Jahre alte

der neue Präsident Thein Sein ehrgeizige Reformen in Angriff, lockerte die Zensurgesetze und liess politische Gefangene frei.

Nachdem die Sanktionen der USA und der EU gelockert worden waren, schwappte eine Woge von Geschäftsleuten ins Land. Der gewaltige Mangel an Büroräumen, Hotelzimmern und Wohnungen hat die Immobilienpreise so hochschnellen lassen wie in San Francisco, und Bauunternehmer aus China, Thailand





Pagode in Yangon (Rangun).

und Korea werfen begehrliche Blicke auf historische Stätten im Herzen Yangons. Thant erklärt: «Als sich das Land 2011 zu öffnen begann, hatten alle das Gefühl, wir müssten so viel wie möglich so schnell wie möglich verändern. Nur ganz wenige Leute machten sich Gedanken darüber, was verlorengehen könnte.»

Der 47-jährige Thant Myint-U ist geradezu prädestiniert dazu, Yangons kosmopolitische Vergangenheit zu erhalten. Er wurde in New

York geboren, studierte in Harvard und Cambridge, ist aber Myanmar durch und durch. Seit seinem zehnten Altersjahr hat er die Sommer in Rangun verbracht, er trägt einen traditionellen Sarong-artigen «Longyi» und eine kragenlose Jacke über einem Hemd mit einem Stehkragen. Er hat für die Uno an drei Friedensmissionen und einer Reihe von Menschenrechtsprojekten teilgenommen (sein Grossvater U Thant amtierte von 1961 bis 1971

als Uno-Generalsekretär) und zwei vielgelobte Bücher über Myanmar geschrieben.

Als die Militärs 2007 auf unbewaffnete Demonstranten, die von buddhistischen Mönchen angeführt wurden, schiessen liessen, beschloss Thant, den Dienst bei der Uno zu quittieren und sich in seiner Heimat zu engagieren. Diese Periode gehörte zu den finsternen in der Geschichte Myanmars – 2008 akzeptierte die Regierung erst mit schändlicher Verspätung internationale Hilfsangebote, nachdem ein Wirbelsturm über 130 000 Tote gefordert hatte –, doch diese Katastrophen hätten auch zu den ersten Schritten in Richtung Veränderung geführt, sagt Thant.

### Gebäude wie verblasste Filmkulissen

Thant begriff früh, dass Yangons Erbe gefährdet war, doch erst Ende 2011 kam es zu einer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten der Region Yangon, Myint Swe. «Ich bat ihn um ein Moratorium für den Abriss von Gebäuden, die älter als fünfzig Jahre sind», sagt Thant. «Er versprach mir informell, Unternehmer so lange hinzuhalten, und gab mir sechs Monate Zeit, um einen Plan zu entwickeln. Es war also weniger ein Moratorium als ein Hinauszögern.» Angespornt durch die gesetzte Frist, gründete Thant im Januar 2012 den Yangon Heritage Trust (YHT) und führte im Juni eine Konferenz zum Thema «Rettung von Yangons Bausubstanz» durch. Dabei wurden zunächst 189 Gebäude als schützenswert erklärt – neben britischen Kolonialgebäuden auch Synagogen, Moscheen und Klöster aus dem 19. Jahrhundert.

Thant führt uns an der Ecke Fair Street und Merchant Street vorbei, wo viktorianische Gebäude wie verblasste Filmkulissen nebeneinanderstehen. Im Queen-Anne-Stil ist das hoch aufragende Gebäude des Obersten Gerichts gebaut, daneben steht das Warenhaus Rowe and Co, das in den zwanziger Jahren gebaut wurde und wo man sich einst mit der neusten Pariser Mode eindecken konnte.

An jeder Ecke stehen Gebäude, die würdevoll zerfallen und durch deren kaputte Fenster Schlingpflanzen wachsen: ein unbeabsichtigtes Geschenk der Junta an den Denkmalschutz. 2005 verlegte die Militärregierung Myanmars Hauptstadt unversehens in eine neue, künstlich geschaffene Stadt 320 Kilometer weiter nördlich, die Naypyidaw, «Sitz der Könige», genannt wurde. Die Bewohner von Yangons Innenstadt sahen erstaunt, wie der Inhalt Dutzender von Regierungsgebäuden, die seit dem 19. Jahrhundert benutzt worden waren, in Lastwagen abtransportiert wurde, worauf man die Gebäude zumauerte und sich selbst überliess. Seither gammeln diese Denkmäler viktorianischer Baukunst vor sich hin.

Nun lässt Thant seinen Chauffeur zum symbolträchtigsten all dieser Relikte fahren: zum «Secretariat», einem der beeindruckendsten





*Schönheit des Kolonialismus: «Secretariat».*

kolonialen Gebäude ganz Asiens; es ist mehrflügelig und hat eine Grundfläche von mehr als 2,5 Quadratkilometern. Fast sechzig Jahre lang war es das Nervenzentrum der britischen Herrschaft. Diesen Assoziationen zum Trotz ist es für die Myanmaren eine Weihstätte. Hier wurde 1947 der gutaussehende junge Nationalist Aung San, die treibende Kraft der Unabhängigkeitsbewegung, erschossen, zusammen mit den meisten seiner Minister. (Seine Tochter Aung San Suu Kyi hat des Generals gewaltige moralische Autorität geerbt.)

Das Gebäude darf nur mit einer Spezialbewilligung besichtigt werden. Nachdem wir den Kontrollposten hinter uns gelassen und einen gigantischen Hof voll exotischen Grüns betreten haben, verliert sogar Thant seine Distanziertheit: «Stellen Sie sich vor: Wenn die Bevölkerung wieder hier hereinkommen dürfte! Für Myanmaren ist das sehr bewegend.»

Nach dem Lärm von Yangons Strassen kommt es uns vor, als tauchten wir in eine sepia getönte Fotografie ein. Wir gehen eine knarrende Treppe hoch zu einer eisernen Gittertür. Dahinter öffnet sich eine Reihe hoher, lichtdurchfluteter Säle, gesäumt von luftigen Promenaden. Seit 2005 ist nichts getan worden, um das Gebäude instand zu halten; schlimmer noch: Bis Oktober 2012 wurde es

von einem Kader Polizisten samt ihren Angehörigen benutzt, rund 400 Menschen, die hier über Holzfeuern kochten, welche viele der Wände beschädigt haben. «Dadurch, dass es in Yangon solch riesige leerstehende Gebäude gibt, ist die Situation ganz anders als in Hanoi oder Penang», sagt Thant. «Sollte ein Ministerium das Land verkaufen, würden sie abgerissen. Die Sache drängt also.»

Es wäre nicht damit getan, dass die Gebäude unter Schutz gestellt würden, haben die Denkmalpfleger erkannt. Man muss vielmehr dafür sorgen, dass sie auch irgendwie rentabel sind. Der YHT kann auf ein paar erfolgreiche Experimente verweisen. Das «Strand Hotel» ist so renoviert worden, dass es im Glanz von 1901 erstrahlt, samt seinem gigantischen Ballsaal und einem Butler auf jedem Stockwerk. Doch all das ist nur Stückwerk. «Wir brauchen eine Vision für Yangon», sagt Thant, «einen umfassenden Geschäftsplan.» Er sieht eine Restauration der ganzen Stadt vor. «Zurzeit sind sich nur wenige Leute in der Regierung darüber klar, dass eine richtig restaurierte Innenstadt wirtschaftlich extrem viel bringen würde.»

#### «Heiss und sexy»

Heute in Yangon unterwegs zu sein, ist beinahe so aufregend, wie es in seiner Blütezeit in den zwanziger Jahren gewesen sein muss – weil revolutionäre Veränderungen im Gang sind. Seit der Lockerung der Sanktionen haben sich die internationalen Fluggesellschaften plötzlich exotische neue Routen ausgedacht. So bestieg ich, von New York kommend, eines der ersten Flugzeuge der Qatar Airways, die von Doha im Nahen Osten nach Yangon fliegen, und fand mich in Gesellschaft des ehemaligen Gouverneurs von New Mexico, Bill Richardson, und seiner Assistenten wieder. Der ehemalige Präsidentschaftskandidat der Demokraten hatte sich in den neunziger Jahren für die Freilassung von Aung San Suu Kyi eingesetzt und war jetzt unterwegs, um zu sehen, wie die Reformen vorankamen. «Zurzeit gilt Myanmar als heiss und sexy, es ist ein Riesenerfolg», sagte er. «Doch wir müssen das Land im Auge behalten. Wir können ihm nicht einfach nur viel Glück wünschen.»

Ist man in Myanmar als Reisender unterwegs, bewegt man sich zwischen den sechziger Jahren und dem 21. Jahrhundert. Der Flughafen von Yangon ist ein funkelnder Neubau, doch es fehlt ihm an den nötigen Fluglotseninstrumenten, weshalb unser Pilot im Monsunnebel zweimal vergeblich zu landen versuchte. Die meisten Läden waren leer. Draussen standen Dutzende heruntergekommener Oldtimertaxis, oft mit zerbrochenen Scheiben oder zerfetzten Polstern.

In der Stadt ist die Infrastruktur genauso prekär. Der Internetzugang funktioniert erratisch und bricht immer wieder zusammen. Kreditkarten werden nicht angenommen,



*Der erste Eindruck täuscht: Markt beim Inle-See.*



*Retter der Stadt: Historiker Thant.*

ausser in ein paar Spitzenhotels, wo man dafür beträchtliche Kommissionen verlangt. Geldautomaten gibt es in Yangon seit Ende 2011, sie funktionieren nur mit einheimischen Karten. Als Reisender muss man ganze Bündel von US-Dollars mitbringen und diese in schäbigen Büros in Kyat wechseln lassen, wo sie bei geringsten Flecken zurückgewiesen werden – eine meiner 100-Dollar-Noten wies einen kleinen Knick in Benjamin Franklins Gesicht auf, was einen Kursverlust von fünf Prozent zur Folge hatte.

Es gibt weder westliche Ladenketten noch McDonald's, Coca-Cola oder Levi's-Jeans. Trotzdem oder gerade deshalb ist Myanmar zurzeit dermassen angesagt, dass Hotels, vor allem die luxuriöseren, auf Monate hinaus ausgebucht sind. «Die Belegungsrate hat sich innerhalb des letzten Jahrs mehr als verdoppelt», sagte Thomas Henseler, der deutsche Direktor des «Governor's Residence». «Es gibt keine Nebensaison mehr.»

Die raschen Veränderungen wirken elektrisierend. Yangons Bewohner sind geradezu trunken von der neuen Redefreiheit. Spricht man über Politik, heisst es immer wieder: «Noch vor wenigen Monaten hätte ich das nie sagen können! Dann hätten wir dieses Gespräch unmöglich führen können!» Regel-



mässig finden Demonstrationen statt. Eines Nachmittags kam der Verkehr zum Erliegen, weil tausend Mönche mit Schirmen und Transparenten gegen gewalttätige ethnische Konflikte im Teilstaat Rakhine protestierten.

Westler aus allen Industriebereichen strömen ins Land, in der Hoffnung, mit sechzig Millionen möglicher Kunden ein Geschäft zu machen. Doch ein Ökonom warnt davor, nach Yangon zu reisen und zu glauben, man werde dort mit offenen Armen empfangen. «Die Westler haben den Anschluss verpasst», sagt er. «Was glauben Sie, wo die myanmarischen Geschäftsleute heute Abend sind? Unterwegs mit Chinesen, Thais und Koreanern. Und zwar schon seit Jahren. Westliche Geschäftsleute kommen nach Yangon und sagen: <Toll. Ich fliege jetzt heim und schreibe einen Bericht.> Die Asiaten sagen: <Wir möchten ein Geschäft abschliessen, heute noch. Hier ist das Geld, und dies sind unsere Pläne.>»

### Verachtung für den Westen

Moe Kyaw, ein erfolgreicher Unternehmer und seit zwanzig Jahren Mitglied der Handelskammer, hat nichts als Verachtung übrig für westliche Geschäftsleute, die glauben, hier über Nacht ein Vermögen machen zu können. «Bevor man von einem <Goldrausch> in Myanmar spricht, sollte man sich in Erinnerung rufen, dass wir – trotz Sanktionen der USA

und der EU, trotz der Diktatur und ohne Bankkredite und ohne Kreditkarten – in diesem Land Geschäfte gemacht haben, und zwar seit zwanzig Jahren! Wenn es hier Schätze zu heben gab, dann haben wir die gehoben. Das sollte man uns zugestehen. Wenn jemand hier in Myanmar etwas Neues pflanzen möchte, dann machen wir gern Geschäfte mit ihm.»

Anzeichen westlicher Zivilisation verschwinden ausserhalb von Yangon rasch. Ein Grossteil von Myanmar ist für Ausländer nach wie vor tabu oder erfordert Spezialbewilligungen, insbesondere jene Gebiete, in denen die 135 verschiedenen ethnischen Gruppierungen in gewalttätige Konflikte verwickelt sind. Reisende besuchen in der Regel nach wie vor eine Handvoll klassischer und relativ leicht erreichbarer Ziele. Doch der schnelle Wandel bedroht Kulturen und Landschaften.

Die alte Stadt Bagan, die berühmteste Attraktion des Landes, ist schwer gezeichnet von all den Fehlentscheidungen während der Militärherrschaft. Über 2000 verlassene Stupas einer früheren buddhistischen Zivilisation ragen aus einer Ebene 650 Kilometer nördlich von Yangon, nirgends sonst auf der Welt gibt es eine derartige Dichte religiöser Bauwerke. 1975 zerstörte ein Erdbeben viele Tempel, worauf die Junta Reparaturen machen liess, die so dilettantisch waren, dass die Unesco dem Gebiet den Status des Weltkulturerbes aberkann-

te. 1990 wurden die Bewohner eines grossen Dorfes in diesem Gebiet zwangsevakuert und in einer schrecklichen modernen Siedlung untergebracht. Seither ist diese archäologische Zone verschandelt worden durch einen sechzig Meter hohen Aussichtsturm, einen Golfplatz, eine Autobahn, ein trostloses Museum und einen Palast, der aussehen soll, als stamme er aus dem 11. Jahrhundert.

Doch Myanmar's neuer Reformgeist macht sich auch hier bemerkbar. Anfang 2012 kam eine Anweisung des Ministeriums für Kultur und der Abteilung für Archäologie, die kontroverse Reparatur der Pagoden zu stoppen. Als Geste guten Willens besuchte die Generaldirektorin der Unesco, Irina Bokowa, darauf Bagan und signalisierte, Myanmar sollte die archäologische Stätte erneut für den Status des Weltkulturerbes nominieren. Jetzt tröpfelt wieder ausländisches Geld für ihre Erhaltung herein: 2012 spendete die indische Regierung zwei Millionen Dollar für die Restaurierung alter Fresken in der Ananda-Pagode.

Der Inle-See in den nordwestlichen Bergen Myanmar's ist ein hervorragendes Beispiel dafür, was im Modernisierungsrausch verlorengehen könnte. In und um den See gibt es Dörfer auf Stelzen, schwimmende Gärten und alte Klöster. Fischer gleiten in Kanus durch das türkisblaue Wasser und bewegen die Ruder mit einem Bein, wie das ihre Vorfahren schon jahr-

## Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.

### Live in Meilen

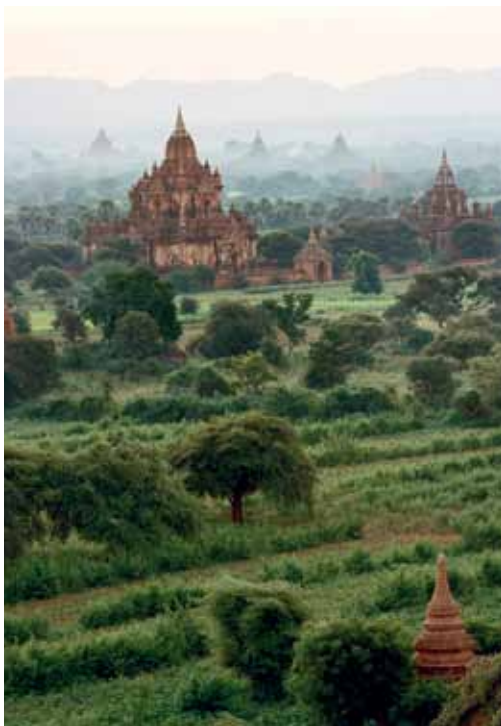
Ort: Gasthof Löwen, Seestrasse 595, 8706 Meilen

Datum: 4. März 2013

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter [tickets@radio1.ch](mailto:tickets@radio1.ch) (Platzzahl beschränkt)

Live in  
Meilen!



Schwer gezeichnet: Pagode in Bagan.

hundertlang getan hatten. Ich kam zufällig rechtzeitig zum Phaung Daw Oo Paya, einem jährlich stattfindenden Fest. Dabei werden vier goldene Buddha-Statuen auf einer vergoldeten Barke von Dorf zu Dorf transportiert, und Dorfbewohner in Seidenkostümen ver-

anstalten Wettrennen in gigantischen Kanus, begleitet von Trommelschlägen und Gesang.

Wie mit so vielen Dingen in Myanmar trägt der erste Eindruck. «Der Inle-See steht kurz vor einer ökologischen Katastrophe», sagte Arild Molstad, ein norwegischer Berater, der auf nachhaltigen Tourismus spezialisiert ist und den See seit über zehn Jahren kennt. «Die Leute merken es nicht, weil die Veränderungen nicht an der Oberfläche geschehen.» Viele Dorfbewohner verdienen ihren Lebensunterhalt mit Weben, doch die Textilfarben vergifteten das Ökosystem. Ungeregelte Landwirtschaft an den Berghängen verursache Erosion, die eine Senkung des Wasserspiegels zur Folge habe. Die Fische würden kleiner und seltener. Invasive Pflanzen verstopften die Wasserwege. «Der Patient ist noch nicht gestorben, aber er braucht dringend Zuwendung, sonst wird in zehn Jahren kaum noch etwas zu machen sein.»

### Die Zukunft Yangons

Zurück in Yangon. Thant Myint-U kämpft mit der Spiegelwelt von Myanmars Regierung. Zu viele Behörden sind für die historischen Gebäude zuständig, wodurch kafkaeske Labyrinth der Bürokratie entstehen. Und obschon viele Geschäftsleute erkennen, dass in der Restaurierung kolonialer Gebäude Potenzial steckt, warten sie auf ein klares Zeichen der Regierung, damit sie sich engagieren können.

Um mir eine Vorstellung von der Zukunft zu machen, treffe ich Nay Myo Say, den Künstler, dessen Gruppierung das «Secretariat» pachten könnte. Der Mann mit langem, schwarzem Haar und dem in seinen «Longyi» gesteckten blütenweißen Hemd führt mich in das riesige viktorianische Gebäude, um mir seine Zukunftsvision zu erläutern. «Zuerst wollte ich aus dem Ding ein Riesenmuseum machen», sagt er. «Doch dann erklärte man mir, dass das Projekt auch einen kommerziellen Aspekt haben muss, sonst bleibt es nichts als eine Träumerei.» Seither diskutiert er also mit Thant und dem YHT, wie man einen Teil des Gebäudes zur Verfügung stellen könnte für Cafés, Restaurants, Büros und Läden.

Wir steigen einen zerfallenden Turm hoch, durch dessen kaputte Fenster man auf Yangon hinaussieht. Bereits jetzt wird die Skyline durch hässliche Bürohäuser verhandelt, die einen ahnen lassen, wie die Stadt aussehen könnte, sollte das Projekt der Denkmalschützer misslingen. «Yangon wird die nächsten fünf Jahre chaotisch sein», sagt er, während wir die Treppe hinuntergehen. «Werden die Renovationen richtig vorgenommen, könnte es in fünfzehn Jahren die schönste Stadt Südostasiens werden.»

Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer

**0,07% KIA LEASING**



MEHR AUTO FÜRS GELD  
www.kia.ch

MEHR FREIRAUM FÜRS LEBEN. DER KIA CEE'D SPORTSWAGON.

cee'd\_sw

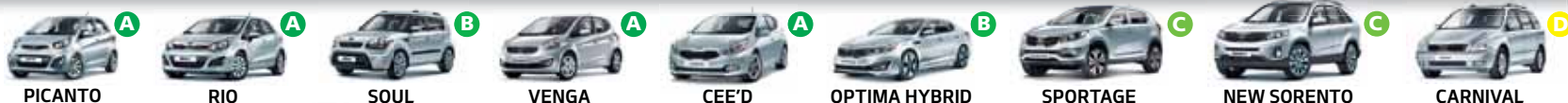


The Power to Surprise

Der cee'd Sportswagon ist ein multifunktionaler Grossraum-Kombi der Extraklasse. Ideal für die Familie, Ferienreisen, Business sowie Sport- und Freizeitaktivitäten. Dazu verblüfft er mit sportlichem Charme und einer Top-Ausstattung par excellence!  
**cee'd Sportswagon 1.4 L CVVT 100 PS ab CHF 19'777.-**

Verbrauch gesamt l/100 km (Energieeffizienzklasse, CO<sub>2</sub> g/km) – Durchschnitt aller Neuwagen 153 g/km – **1.4 L CVVT man.** 6,1 (D, 136), **1.6 L GDI man./DCT\*** 5,9/6,3 (C/D, 131/141), **1.6 L CRDi man./aut.** 4,2/5,6 (A/C, 110/149). 7 Jahre Werkgarantie + 7 Jahre Kia Assistance.  
Preisangaben: empfohlene Nettopreise inkl. MwSt. \* DCT = Doppelkupplungsgetriebe. Abgebildetes Modell: cee'd Sportswagon 1.6 L GDI/CRDi Style (mit Optionen).

**0,07%-Leasing:** Rechnungsbeispiel cee'd Sportswagon 1.6 L GDI Trend man.; empfohlener Nettopreis inkl. MwSt. CHF 26'777.-, Kautionszahlung 5%, Sonderzahlung 15% (nicht obligatorisch), Laufzeit 36 Monate, 10'000 km/Jahr. Leasingrate/mtl. CHF 276.25, effektiver Jahreszins 0,07%, Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt.







# *Ist ein Hauskauf auch gesund für Ihre Finanzen? UBS Financial Health Check.*

**Jetzt Termin vereinbaren:**  
Telefon 0800 868 402 oder  
[www.ubs.com/financialhealthcheck](http://www.ubs.com/financialhealthcheck)

**Vermögensverwaltung ist unser Handwerk seit 1862.**  
Mit UBS Financial Health Check bieten wir Ihnen bei grösseren Veränderungen der persönlichen oder finanziellen Situation eine ganzheitliche Finanzberatung. Diese fundierte Analyse geht über Anlagen hinaus und identifiziert Handlungsbedarf und Opportunitäten in allen Bereichen Ihrer Finanzen. Gerne beraten wir Sie persönlich mit neusten Werkzeugen. Wo immer Sie es wünschen.

Best Bank in  
Switzerland



*Wir werden nicht ruhen*



---

# Der Vielbelächelte lacht laut zurück

---

Heino bringt die selbstzufriedenen Helden der Branche für einmal so richtig schön in die Bredouille. Der 74-jährige Sänger präsentiert Liedgut von angesagten deutschen Rockbands – und setzt damit sein erstes Nummer-eins-Album in die Welt. *Von Thomas Wördehoff*



«Das, was ich mache, ist eben geil»: Schlagerstar Heino.



Das war der Tag von Markus Lanz, und keiner wusste das besser als Markus Lanz. Es war die Stunde der Sieger, nie gab es eine günstigere Gelegenheit. Ihm gegenüber sass ein 74-jähriger Albino mit Blondhaar und Blindenbrille, über den man sich schon immer schön weg-lachen konnte. Die Aufgeklärten, Modernen, Zukunftsgerichteten wenigstens. Also purzelten die Pointen, jeder Satz ein glucksendes Arpeggio – Markus Lanz war glücklich, sein Publikum war's auch, denn hier gab's endlich mal wieder Schadenfreude frei Haus.

Dem Opfer der abendlichen Lachattacken ging es derweil blendend. Heinz Georg Kramm, besser bekannt als Heino, kennt sich aus mit Gelächter – nicht erst seit Markus Lanz' Talkshow. Seit fast fünfzig Jahren singt er mit unterirdisch grollender Stentorstimme «Die schwarze Barbara», «Kein schöner Land in dieser Zeit» oder auch «Deutschland, meine Heimat». Seit fast fünfzig Jahren kugelt man sich über den Blondnen oder wendet sich mit Grausen ab. Heino hat sich mit stoischem Gleichmut zum musikalischen Albtraum des guten Geschmacks hochgearbeitet. Keiner kommt gegen ihn an. «Das, was ich mache, ist eben geil», wirft er mit triumphierendem Achselzucken in die Talkrunde. Schlagfertig kontert Lanz: «Sie waren aber auch lange Zeit der Einzige, der das so gesehen hat.»

Schlagfertig, aber trotzdem falsch. Denn Heino hat bis heute immerhin fünfzig Millionen Tonträger abgesetzt, und er hat es auf seine alten Tage immerhin geschafft, sein erstes Nummer-eins-Album in die Welt zu setzen. Die Idee war einfach und schlagend – der Vielbelächelte lachte nämlich für einmal laut zurück. Unter dem sarkastischen Titel «Mit freundlichen Grüßen» präsentiert der «blonde Racheengel» (*Süddeutsche Zeitung*) Liedgut der Angesagten: Peter Fox, Sportfreunde Stiller, Die Ärzte, Westernhagen, Rammstein, Clueso und viele andere Deutschrocker, die zum Teil schon jahraus, jahrein ihrer Pflicht nachgingen und unverdächtig trendige Musik machten und nie weiter durch irritierend schlechten Geschmack aufgefallen wären.

Nun gut, könnte man meinen, diesen cleveren Schachzug haben andere Senioren vor Heino auch schon praktiziert, Tom Jones zum Beispiel und Dr. John ganz kürzlich. Oder auch das grosse Vorbild für diesen altersweisen Transfer, Johnny Cash, der sich für sein Spätwerk Songs von Edelfedern wie Nick Cave, den Nine Inch Nails oder Kris Kristofferson sortiert hatte und damit sein Alterswerk würdig zum Abschluss brachte und für die Unsterblichkeit versiegelte. Bei Heino liegt der Fall anders als bei den drei Granden. Er ist zwar im gleichen schwierigen Alter, doch die Geste des Deutschen zeugt weder von einer unverhofft sentimental aufwallungsguten Geschmacks noch von schlechtem Gewissen – es ist vielmehr eine wohlthuende Frechheit, die der Alte sich mal gönnen will. Und die hat es in sich, denn er bringt die selbstzufriedenen Hel-

den der Branche für einmal so richtig schön in die Bredouille.

Denn anders als Johnny Cash, Dr. John und Tom Jones wird Heino von nachfolgenden Sängergenerationen keineswegs verehrt. Sahen es Solisten und Bands wie The Black Keys, Sheryl Crow oder auch Tom Petty von jeher als Auszeichnung an, von älteren Recken der Zunft ins Studio geladen oder gar mit der Produktion eines Longplayers betraut zu werden, taugte der rapsblonde Hüne aus der Eifel bestenfalls für groben Schabernack. So trat Mitte der achtziger Jahre ein Sänger namens Norbert Hähnel im Vorprogramm der Toten Hosen gelegentlich als «Der wahre Heino» auf – Heino beziehungsweise die Plattenfirma klagte auf Unterlassung und unterband das fröhliche Treiben.

Das war in der Tat ein Anlass zur Trauer. Denn es führte nun mal kein Weg daran vorbei, dass Heino seit Jahrzehnten alternativlos schreckliche Musik entfesselt. Bemerkte wurde der Sänger mit dem Bassbariton-Timbre erstmalig bei einer Modenschau in Quakenbrück (gibt's tatsächlich, liegt in der Nähe von Osnabrück), wo er mit seiner Combo auftrat. Entdecker war der Unterhaltungs-Scherzkeks Ralf Bendix, der 1961 mit seinem «Babysitter-Boogie» wochenlang die



Anders als erwartet: offizielles Heino-Logo, 2013.

deutsche Schlagerparade angeführt hatte. Schon die erste Single liess für die Zukunft nichts Gutes erahnen – «Jenseits des Tales» war eine Nummer im Volksliedduktus, das gelegentlich eine gewisse Landserromantik aufkommen liess («Das war ein Singen in dem ganzen Heere / Und ihre Reiterbuben sangen auch») – Mitte der sechziger Jahre jedenfalls zumindest atmosphärisch ziemlich rückwärtsgewandt.

Und so ging das für Dekaden munter weiter. Der staksige junge Mann, der so adrett angezogen war und sich benehmen konnte, kam vor allem bei jenem Publikum an, das sich angesichts der zunehmenden Jugendproteste und Anti-Schah- oder Anti-Vietnamkrieg-Demonstrationen nach den heilen Welten von gestern sehnte. Unerschütterlich veröffentlichte der Barde 1967 seine Debüt-LP «Kein schöner Land» fast zeitgleich mit Jimi Hendrix' Erstling «Are You Experienced».

Seine Klientel behielt Heino allen historischen Umwälzungen zum Trotz beinah im Blick. Mochten durchgeknallte Rolling-Stones-

Fans auch die Berliner Waldbühne zu Kleinholz schlagen, mochten RAF-Terroristen Deutschland in den Herbst bomben – Heino blieb mit tremulierendem Bass und rollendem R seinen munteren und auch oftmals Trost spendenden Rezepturen treu: «Hurra, wir fahr'n ins Grüne», «Wenn abends die Heide träumt» oder einfach «Liebe Mutter» hiessen seine Alben, die ihm die Fans in Scharen zutrieben.

### Rammsteins «Sonne»

Gleichsam als Denkmal, das er der Kultur seiner Fans widmete, eröffneten Heino und seine Frau irgendwann Mitte der neunziger Jahre das «Rathaus-Café» in Bad Münstereifel. Beim nur in Deutschland üblichen «Kännchen Kaffee» sassen dort meist betagtere Semester und liessen sich mit selbstgebackenen Sahnetorten verwöhnen, wobei es nicht ungewöhnlich war, dass der Besitzer höchstselbst auftauchte, um sich um seine Gäste zu kümmern. Und das gehört sicherlich zu den Eigenschaften, die seine Gefolgschaft für Heino einnahm: keine Ironie, kein doppelter Boden; Heino garantierte, dass es wirklich kein schöner Land in dieser Zeit gab denn die Eifel und Umgebung.

Die Zeit ist inzwischen ins Land gegangen, Ironie ist selbst im öffentlich-rechtlichen Fernsehen europaweit quotenträchtig, und nun nimmt sich auch Heino mal die Freiheit, mit Humor über die Stränge zu schlagen. Das tut er allerdings ziemlich gekonnt mit einem fast schon dreifachen Rittberger. Hört man sich sein neues Werk nämlich mal genauer an (was bei den zurückhaltenden Qualitätsmassstäben der Arrangements erst mal schwerfällt), fällt bei Heinos Gesang sofort auf, dass er sich sämtliche Türen offenhält. Anders als erwartet, demonstriert Herr Kramm nämlich nicht ostentative Ironiebereitschaft – im Gegenteil, er nimmt Rammsteins «Sonne» so ernst, dass den Herren der «Neuen Deutschen Härte» eigentlich der kalte Schweiß ausbrechen müsste.

Am augenfälligsten werden die verschwimmenden Sinnfälligkeiten bei der Ärzte-Nummer «Junge», in der die Berliner Band 2007 das Stirnrunzeln besorgter Eltern persiflierte: «Junge, warum hast du nichts gelernt? / Guck' dir den Dieter an / der hat sogar ein Auto / Warum gehst du nicht zu Onkel Werner in die Werkstatt?» Wenn nun der reife Heino mit donnernder Inbrunst diese Zeilen singt, ist nicht genau klar, ob und wen er da parodiert. Besonders mit dem Part «Und dann noch deine Haare / Da fehlen mir die Worte / Musst du die denn färben?» hält er die Zielrichtung seines Vortrags bewusst im Doppeldeutigen. Heino singt beide Versionen gleichzeitig.

«Heino erreicht diejenigen, die ihn verachtet haben», schrieb der *Stern* fast schon bewundernd über den Coup des Sängers. Der Blonde hat sich jedenfalls die Deutungshoheit über sein Schaffen gänzlich zurückerobert. Da kann Markus Lanz noch lange lachen. ○



Heisser Kandidat: Allrounder Affleck.



Gutes Jahr für Frauen: 22-jährige Lawrence.



Kühnste Rolle: US-Schauspielerinnen Hunt.

## And the Oscar goes to ...

Endlich wieder einmal eine sehenswerte Oscar-Verleihung: Die nominierten Filme sind alle so gut, dass es wenige Kronfavoriten gibt. Nur auf einen Sieger kann man in der kommenden Sonntagnacht zuversichtlich setzen. Unsere Reporterin in Los Angeles stellt wahrscheinliche Gewinner und Verlierer vor. *Von Beatrice Schlag*

**Ben Affleck** — Dass er blitzgescheit, politisch ungemein informiert und begabt ist, wusste man. Er tummelte sich ein paar Jahre als Schauspieler in grossen Actionfilmen, war selten gut und verdiente Millionen. Wie Tom Cruise war er ein Sympathieträger auf der Leinwand, aber heillos überfordert in emotionalen Szenen. Genauso, wie er hölzern war als Liebhaber-Darsteller von Jennifer Lopez, was nichts sagt über ihre Liebesbeziehung, nur über seine tapsigen öffentlichen Auftritte mit ihr. Als Regisseur und Hauptdarsteller von «Argo» ist er eine Freude. Es gibt bessere Schauspieler, aber der Film ist beste Action-Unterhaltung für politisch Interessierte. Warum er nicht als bester Regisseur nominiert wurde für einen Film, den nicht nur jeder sehen wollte, sondern den auch die Academy als einen der besten des Jahres nominierte, ist jedem ein Rätsel. Mit anderen Worten: heisser Kandidat für den besten Film des Jahres.

**Jennifer Lawrence** — 2012 war ein gutes Jahr für Schauspielerinnen in Hollywood. Bisher traute man ausser Pornodarstellerinnen mit wenigen Ausnahmen nur zwei Frauen zu, allein mit ihrem Namen die Kinokassen zu füllen: Actionheldin Angelina Jolie und – seit dem Millionenerfolg von «The Devil Wears Prada» (2006) – Meryl Streep. Ansonsten setzte

man lieber auf bewährte männliche Stars: Tom Cruise, Bruce Willis, Robert Downey Jr., Vin Diesel. Das hat sich verändert. Zwar waren auch im letzten Jahr die vorwiegend männlich besetzten Actionfilme die einträglichsten: In «The Avengers», dem erfolgreichsten Film von 2012, hatte die schöne Scarlett Johansson nicht mehr als eine dekorative Quotenfrauen-Rolle. Auf Platz zwei und vier lagen in den USA «The Dark Knight Rises» und «Skyfall», gefolgt von «The Hobbit». Aber noch vor James Bond und direkt hinter den Hobbits findet man «The Hunger Games» und die letzte Folge der «Twilight»-Saga. Katniss Everdeen, die sehr aussergewöhnliche Heldin der «Hunger Games», gespielt von Jennifer Lawrence, ist für die Academy unwählbar, genauso wie Kristen Stewarts Bella in «Twilight». Man zeichnet keine Lieblinge von Teenager-Literaturverfilmungen aus, und seien ihre Rollen noch so unkonventionell. Dafür sind die Academy-Mitglieder zu alt. Aber während die begabte Kristen Stewart als untreue Pattinson-Freundin Boulevardfutter und damit auch für ihre nachfolgenden Filme unwählbar wurde, behielt man Jennifer Lawrence scharf im Auge.

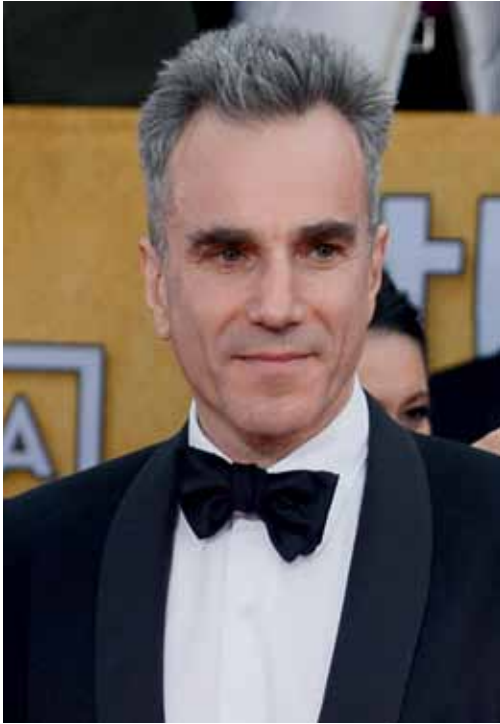
Die erst 22-Jährige war nicht nur bereits 2010 für «Winter's Bone» nominiert worden. Sie ist im Gegensatz zu der störrischen Kristen Ste-

wart privat zugänglich und sehr schlagfertig. Ihre Rolle als beschädigte, aber sehr selbstbewusste Witwe in «The Silver Linings Playbook» brachte ihr die zweite Oscar-Nomination als beste Hauptdarstellerin ein. Der Film, nur halb Komödie, entlässt Zuschauer unglaublich ver-söhnlich aus dem Kino. Das ist ein heftiges Oscar-Argument: differenzierte und dennoch vergnügte Erwachsenenunterhaltung.

**Helen Hunt und John Hawkes** — John Hawkes kennen in Europa die wenigsten. Aber Helen Hunt war bis vor ein paar Jahren die Frau, die jede Hauptrolle haben konnte, welche keine glamouröse Sexiness erforderte, von «Cast Away» bis «What Women Want». «The Sessions» ist ein Film über einen seit seiner Kindheit durch Polio gelähmten, aber nicht impotenten Mann, der mit 38 seine Sexualität kennenlernen will und dafür eine Sextherapeutin anheuert. Kein Filmstoff, der einen dringend ins Kino lockt, aber ein Film, der einem nachläuft. Intim, aber überhaupt nicht peinlich oder erschreckend.

Helen Hunt ist als Nebendarstellerin nominiert. John Hawkes kam nicht in die Kränze, obwohl er grossartig ist als Mann, der nur seinen Nacken bewegen kann und dessen Penis zwar lebendig ist, aber den er nicht kennt, weil er ihn nicht berühren kann. Helen Hunt hat keine Chance, obwohl es die kühnste und





*Keine Frage, wer gewinnt:* Mime Day-Lewis.

behutsamste Rolle war, die man letztes Jahr in den USA im Kino sah. Amerikanische Prüderie? Wollen Sie einen Film über einen Mann mit Kinderlähmung sehen, der sich nach Sex sehnt? Ich versuche, Sie hier dafür zu begeistern. Aber seien Sie ehrlich. Dafür wollen Sie keinen Eintritt zahlen. Es hat mit amerikanischer Prüderie nichts zu tun. Man will über manche Geschichten nichts wissen. Das sieht die Academy genauso, wie gut auch immer die Schauspieler sind. Da mit Voraussagen falsch zu liegen, wäre eine Freude.

**Daniel Day-Lewis** — Kinofans haben es überall gelesen und vermutlich in «Lincoln» auch schon selber gesehen: keine Frage, wer den Oscar als männlicher Hauptdarsteller gewinnt. Alle paar Jahre kommt eine schauspielerische Leistung daher, gegen die auch die besten Konkurrenten chancenlos sind. «Day-Lewis' Energie will nie ins Publikum, sondern er zieht die Zuschauer herüber in die Verwirrung, in den Kampf und schliesslich, statt in den Triumph, ins Katerelend beim Ritt übers Schlachtfeld, vorbei an den im Bruderkrieg Gefallenen», schrieb mein Kollege Wolfram Knorr vor einem Monat in der *Weltwoche*. Dem ist nichts hinzuzufügen.

**Jessica Chastain** — Die 36-jährige Kalifornierin ist Jennifer Lawrence' schärfste Konkurrentin. Die rothaarige Hauptdarstellerin der CIA-Agentin in «Zero Dark Thirty», die das Versteck von Osama Bin Laden entdeckte und den Raid anordnete (wahre Geschichte, keine Hollywood-Fiktion), war bereits im letzten Jahr für ihre Rolle als sexuell aufreizende, gesellschaftlich unakzeptable Südstaaten-Blondine in «The Help» nominiert. Wie gut sie ist, weiss je-

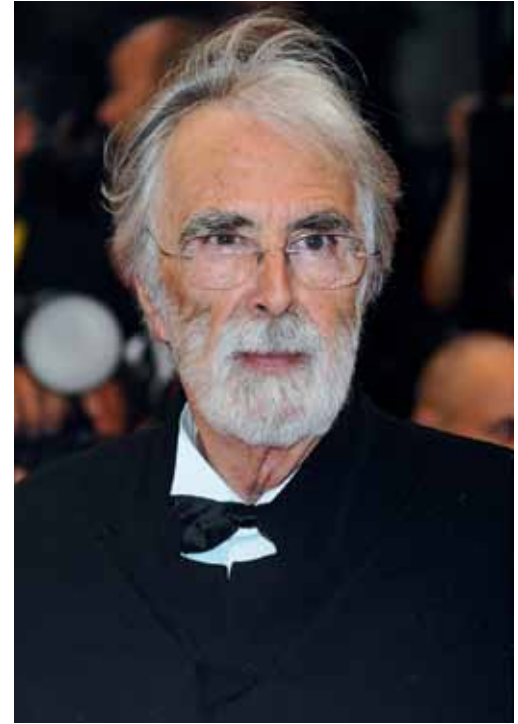


*Schärfste Konkurrentin:* Aktrice Chastain.

der. Es wird ihr zur Zeit ungefähr jede Hauptrolle angeboten, es sei denn, sie ist dafür zu alt. Dann geht das Angebot an Jennifer Lawrence. Die Bewunderung für die beiden eigenwilligen Frauen, die plötzlich in Hollywoods A-Liste katapultiert wurden, ist ähnlich gross. Jessica Chastain ist die sprödere und intellektuellere. Also wird vermutlich «Hunger Games»-Kassenmagnet Jennifer Lawrence gewinnen. Die Oscars kommen meist ein Jahr zu spät. Aber egal, wer am Sonntag den Oscar bekommt, wir werden sie bei den Academy Awards wiedersehen. Beide sind umwerfend gut.

**Michael Haneke** — Der Film «Amour» des österreichischen Regisseurs ist gleich zweimal gesetzt: als bester Film überhaupt und als bester ausländischer Film. Zu erwarten ist, dass Ben Afflecks Film gewinnt und Haneke – auch in den USA für «Amour» ungeteilt applaudiert – als bester ausländischer Film prämiert wird. In dieser Kategorie war 2010 bereits sein Film «Das weisse Band» nominiert.

**Quvenzhané Wallis** — Oscar-Nominierungen von Kindern sind Humbug. Wo ist heute Haley Joel Osment, der unvergesslich verängstigte Bub aus «The Sixth Sense» (1999), damals ebenfalls für einen Oscar nominiert? Wo – Tatum O'Neal, die 1973 als Neunjährige für «Paper Moon» ausgezeichnet wurde? Quvenzhané Wallis ist als schwarze Tochter eines Alkoholikers im überfluteten Louisiana von «Beasts of the Southern Wild» hervorragend, keine Diskussion. Aber sie war fünf Jahre alt, als sie für die Rolle ausgesucht wurde. Wer fulminante erste Leistungen von Kindern auf der Leinwand ehren will, soll dafür einen Minderjährigen-Oscar verleihen. Sie in dieselbe Kategorie wie die 86-jährige Französin



*Zweimal gesetzt:* österreichischer Filmer Haneke.

Emmanuelle Riva («Amour») zu werfen, ist ein schlechter Witz.

**Kathryn Bigelow** — Die Regisseurin von «Zero Dark Thirty», halb ein Uhr morgens, der Zeit, in der Osama Bin Ladens Versteck in Pakistan mutmasslich von amerikanischen Navy Seals gestürmt wurde, ist nicht als beste Regisseurin nominiert. Ihr Film macht Geld, und wer ihn sieht, will ihn nochmals sehen, weil er so schnell ist, dass man viel verpasst. So hat man US-Kriegsfilme noch nie gesehen, ideologiefrei, rasant, mit einer Frau im Mittelpunkt. Dass Bigelow zeigt, wie die CIA Al-Qaida-Verdächtige brutal folterte, hat ihr geschadet: Kongressabgeordnete protestierten. Ihre Glaubwürdigkeit wurde angezweifelt. Hatte Folter etwas gebracht oder nicht? Sie liess die Frage offen. Das verziehen ihr manche Politiker nicht. «Zero Dark Thirty» war dennoch enorm erfolgreich. Aber eine Chance auf einen Oscar hat sie kaum. Den bekommt wahrscheinlich Drehbuchautor und Journalist Mark Boal, ihr Lebensgefährte. Die Academy wird das für eine elegante Lösung halten.

**Naomi Watts** — Sie ist längst für einen Award fällig, aber sie ist zu leise. Glamour ist nicht ihr Ding, obwohl sie sehr schön ist. Als verzweifelte und unerbittlich wagemutige Mutter in «The Impossible» ist Naomi Watts grossartig. Die Academy nominierte sie dafür als eine der besten Hauptdarstellerinnen des Jahres. Aber der Film über die persönlichen Verheerungen, die ein Tsunami anrichten kann, läuft in ziemlich leeren Sälen.

**Oscar-Verleihung live:** In der Nacht von Sonntag (24. Februar) auf Montag, ab 00.35 Uhr (Pro7) und 01.15 Uhr (ORF1)

# Der interessante Unterschied

Was trennt heute noch Katholiken und Protestanten?

Ein Essay von Christoph Blocher

Anlässlich des Rücktritts von Papst Benedikt XVI. wurde ich gefragt, was die Unterscheidung von «katholisch» und «evangelisch» heute noch bedeute.

Früher dachte ich wie wohl jeder weltläufige Bürger unseres Landes: Konfessionszugehörigkeit ist eine Angelegenheit der Privatsphäre – also (wenn überhaupt) nur im privaten Bereich von Bedeutung. Inzwischen hat sich meine Einstellung gegenüber der konfessionellen Zugehörigkeit und insbesondere gegenüber ihrer Verschiedenartigkeit verändert. Nicht aus intellektuellen Gründen, sondern der alltäglichen Erfahrungen wegen.

## Das grosse Übel

Kürzlich hörte ich dem Appenzeller Kabarettisten Simon Enzler zu – unüberhörbar ein Katholik, katholisch erzogen und geschult –, wie er seinem Publikum eine Lektion über die Auferstehung der Toten erteilte: «Wisseder über-

hopt, was öi erwartet, bevor er vilicht in Himel ui chönnd? Hä? Also so luschtig wien ers öi vorgstellt hönd, wirds beileibe nüüd. .Nei, das wird seer weltlich und seer banal.

Als Allerertscht erwartet öi nämlich en Grichtstermin – en hundskomune Grichtstermin! Und wenn er Katholik sönd, denn – entschuldigd die Ustruckswiis – wenn er Katholik sönd, hend er im Prinzip soweso scho gschisse. Jowohl – sät me wes isch: denn dei gelted nämlich die Schuldvermutung – nüd «Uschuld-, Schuldvermutung» – von Anbeginn der Zeit, vo de Geburt an, gelt die Schuldvermutung. Uf Tütsch gsäät: Wenn er als Katholik in Himel ui wend, denn mönd er höllisch uufpasse, wan er machid und sägid – und wa vor allem nüüd.» (Der CD «Vestalin» entnommen, ohne die Schreibweise des Appenzellerdialektes zu kennen.)

Enzler sprach von «dei» und meinte damit offensichtlich den römisch-katholischen Raum,

in dem die Schuldvermutung – nicht die «Unschuldvermutung»! – gelte. Ich freute mich ob diesem Hieb, aber nicht weil es gegen die katholische Kirche ging, denn diese tragische «Schuldvermutung» ist heute verbreitet.

Die evangelischen Landeskirchen sind genauso wenig davor gefeit, obwohl die als «Reformation» bekannte Erneuerungsbewegung zu Beginn des 16. Jahrhunderts eben gerade dem Moralismus der Kirche ganz grundsätzlich eine Abfuhr erteilte und die Rückkehr zur biblischen Erlösungslehre eingeleitet hatte. Friedrich Schiller – ein Protestant – dichtete schon im 18. Jahrhundert: «Das Leben ist der Güter höchstes nicht! Der Übel grösstes aber ist die Schuld.»

Die alltägliche Erfahrung im Umgang mit Menschen zeigt überdeutlich, mit welchem entsetzlichen Gewicht die Schuld und in der Folge die bössartige «Schuldvermutung» uns Menschen unbarmherzig quält.



Es gilt die Schuldvermutung: Papst Benedikt XVI.



«En hundskomune Grichtstermin»: Kabarettist Enzler.



Als Protestant spreche ich freimütig von böser Schuldvermutung. Ein Katholik mag es vielleicht auch einmal sagen – aber nicht ohne Seufzen; denn er spürt oder weiss es gar: «Da rede ich wider meine Kirche.»

Regt sich da nicht ein schüchternes Zeichen, dass vielleicht doch ein Unterschied – vielleicht ein wesentlicher – zwischen Katholizismus und Protestantismus besteht?

### Hildebrand und der «gute Zweck»

Ich stelle im Alltag fest, wie diese tragische Schuldbelastung über viele Menschen herrscht. Bis ins Kleinste ist die furchtbare Nebenfolge dieser verbreiteten Menschenkrankheit, die *Moralismus* heisst, zu spüren.

Der Moralismus kommt von der tiefen Einbildung her, stets wissen zu müssen, was «gut» und was «böse» ist. Und für den Moralisten gilt es dann rigoros darauf zu achten, jederzeit das Gute zu tun und stets das Böse zu meiden. Ein Beispiel: An einem Winterabend sassen wir in einem Restaurant und kamen mit dem Ehepaar am Nebentisch ins Gespräch. Der Mann war Deutscher, und ich sprach mit ihm, wie wir Schweizer dies ja in der Regel sofort tun, hochdeutsch. Er wehrte ab, er verstehe unseren Dialekt. Er stamme zwar aus Hamburg, aber sein Vater habe ihn

seinerzeit in ein Klosterinstitut in der Schweiz gesteckt. Und der erste Satz, den er in dieser Schule auf Mundart habe sprechen können, sei gewesen: «Ich bis dänn nöd gsi!»

Als ich im Dezember 2011 erfuhr, dass der damalige Präsident der Nationalbank mutmasslich mit Währungen spekulierte, was einen für das Land ruinösen Interessenkonflikt darstellte, zog ich eine führende Wirtschaftspersönlichkeit zu Rate. Sie erschrak: Das dürfe nicht sein. Ein solcher Notenbankpräsident müsse den Posten sofort räumen.

Ich erklärte ihm, dass ich beabsichtige, zur Bundespräsidentin zu gehen, damit der Bundesrat diesen Fall untersuche. Da sagte mir der «Wirtschaftsführer» ganz entschieden: «Aber Christoph, nicht du. Schick einen anderen.» Auf meine Frage «Warum denn?» kam die Antwort: «Die politischen Gegner und die einflussreichen Kreise um Hildebrand werden dir einen Strick drehen. Und dann bist du schuld.» Ich lachte: «Und sonst trägt die <Schuld> ein anderer, der sich wohl kaum wehren könnte!»

Ich verschwieg meinem Gesprächspartner, dass ich zu jenem Zeitpunkt bereits die damalige Bundespräsidentin orientiert hatte.

Im Januar, als der Fall Hildebrand publik wurde, meinten drei senkrechte, gut gesinnte Innerschweizer Parteikollegen: «Sag mal,

warum bist du selbst zur Bundespräsidentin gegangen und hast nicht einen anderen geschickt?» Meine schmunzelnde Antwort lautete: «Eine solche Frage können mir auch nur Katholiken stellen.» Darauf ein Kollege bemitleidend: «Du hast recht. Aber solche Protestanten wie dich gibt es wahrscheinlich nicht mehr viele.»

Nachdem Hildebrand anfänglich beharrlich bestritt, dass er Spekulationsgeschäfte für sich persönlich betrieben hatte, dies aber immer weniger Leute glaubten, gab er bekannt, diesen Währungsgewinn der Berghilfe – also für einen «guten Zweck», wie es in solchen Fällen so schön heisst – zu überweisen.

Solange die Untat nicht bekannt wird, gilt sie als gut. Sobald sie auskommt, sucht sie der Moralist zu heilen, etwa durch eine Spende für einen «guten Zweck»!

### Und die evangelische Kirche?

Es wäre allzu beschönigend, zu behaupten, die evangelische Kirche stelle – im Gegensatz zur katholischen – die Begnadigung des Sünders in den Vordergrund. Auch die evangelische Kirche ist in ihrer aktuellen Ausgestaltung längst auf das Niveau des Moralismus abgesunken. Sie hat gemerkt, dass sich mit dem Moralismus, der glaubt, zwischen Gut und



*Solange es nicht auskommt:* Ex-Präsident der Nationalbank Hildebrand.

Böse trennen zu können, unweigerlich das schlechte Gewissen einschleicht, mit dem sich nicht nur ein treffliches Geschäft betreiben, sondern auch erheblich Macht ausüben lässt.

Gerade die beiden Kirchen warfen sich zum kräftigsten Anwalt des Moralismus auf und forderten von den armen Sündern unbedingten Gehorsam und finanzielle Zuwendungen. Dessen vorzügliche Begleitfolgen genossen sie in vollen Zügen: Als Hüter der Moral wurden sie unermesslich reich, angesehen und mächtig. Wie sagte mir doch ein verzweifelter evangelischer Pfarrer: «Mit einer Kirche der Gnadenlehre kann man keine Macht erreichen.»

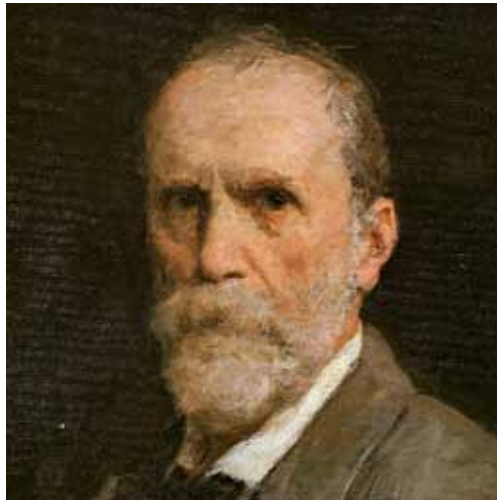
Ist die oft gelobte Durchmischung der theologischen Standpunkte wirklich so weit fortgeschritten, dass von einem Unterschied zwischen dem römischen Katholizismus und dem (in zahllose Fraktionen aufgeteilten) Protestantismus nicht mehr die Rede sein kann? Ich meine, man habe hier scharf zu unterscheiden zwischen den Verlautbarungen der institutionellen Kirchen und den inoffiziellen Haltungen und Strömungen in der Bevölkerung.

Dabei hat sich folgende Grundregel herausgestellt: Nicht jedes Mitglied (Steuerzahler) der römisch-katholischen Kirche ist katholisch, und ein Mitglied (Steuerzahler) der evangelischen Kirche kann sehr wohl katholisch sein.

Der Moralismus zeigt sich im menschlichen Verhalten – im Reden wie im Tun – vor allem ausserhalb der religiösen Praxis und deren Verlautbarungen und hat mit der Mitgliedschaft bei einer institutionellen Kirche nichts zu tun. Womit die alles entscheidende Frage weiterhin lautet: Bleibt die Kirche bei der absolut realistischen, tröstlichen, lebensfördernden Darstellung der Bibel?

### Alles ist Gnade

Ermutigend ist, dass sehr viele Menschen diese frohe Botschaft der Gnade und des Trostes



«Die Welt ist nicht verdammt»: Maler Anker.



Freiheit und Gnade Gottes: Komponist Mozart.

ausserhalb der evangelischen und der katholischen Kirchen verkünden.

In jungen Jahren hatte ich einen markanten Unternehmer als Vorgesetzten. Einer jener zupackenden Industriellen, die alles geben für ihr Unternehmen – ihre ganze Kraft und ihr ganzes Vermögen. Er wurde katholisch ge-

tauft, evangelisch erzogen und löste sich später von beiden Kirchen. Doch wenn ich in unternehmerisch verzweifelten Situationen steckte, bemerkte er jeweils tröstend: «Christoph, es ist alles nur Gnade.»

Ich erwähne hier auch den bedeutenden Schweizer Maler Albert Anker. Ohne jede religiöse oder süssliche Verklärung, dafür als Realist drückt er es aus mit seinen Bildern: «Siehe, die Welt ist nicht verdammt.» Alles ist Gnade!

Die grösste Freiheit und Gnade Gottes aber strahlt unzweifelhaft die Musik des Komponisten Wolfgang Amadeus Mozart aus. Er war Glied der römisch-katholischen Kirche und unterstand beruflich dem Erzbischof von Salzburg. Mozart war in keiner Ader katholisch, sondern durch und durch evangelisch – allerdings nicht als Angehöriger der evangelischen Kirche, sondern dem Evangelium gemäss. Wer's nicht glaubt, höre seine Musik!

### Mozart statt Gutmenschenpredigten

Vor vielen Jahren schrieb ich dem Pfarrer meiner damaligen Wohngemeinde einen Brief und schlug vor, statt der vielen moralistischen Veranstaltungen und Gutmenschen-Zelebrationen eine Kantorei ins Leben zu rufen, die jeden Sonntag im evangelischen Gottesdienst die Predigt mit einer musikalischen Messe zu umrahmen hätte – Mozart hat schliesslich auch sehr kurze Messen geschrieben. Ich wüsste nicht, versuchte ich darzulegen, wo der katholische Messtext mit der evangelischen Botschaft im Widerspruch stünde.

Leider liess sich die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde nicht auf diesen Vorschlag ein. Somit bleibt im Zentrum der gemeinsamen biblischen Botschaft: Wir Menschen – ob reformiert oder katholisch – leben von der alle Schuld vergebenden Gnade Gottes. ○

**NEU** MIT DEN ROUTEN

ZÜRICH | LUZERN | INNERSCHWEIZ  
KLOSTERS | DAVOS | ST. MORITZ

# ATEMBERAUBENDE FLÜGE DURCH DIE SCHWEIZ

SWISSVIEW als Blu-ray und DVD mit detaillierter Untertitelung erhältlich unter [WWW.SWISSVIEW.COM/SHOP](http://WWW.SWISSVIEW.COM/SHOP)

SWISSVIEW FÜR IPAD UND IPHONE

Erhältlich im  
**App Store**

DIE FORTSETZUNG DER BEKANNTEN FLUGBILDER AUS HD SUISSE





# Toskana – Verführerische Genüsse

Herausragende Kulinarik und Weinkultur, umgeben von romantischer Natur –  
Mittwoch, 19. Juni, bis Sonntag, 23. Juni 2013.

Tauchen Sie ein in die kulturellen Schätze von Florenz und in die hochstehende Kulinarik der Toskana. Sie erkunden malerische Städtchen, übernachten in einer Renaissance-Villa und erfahren mehr über die Pecorino-Produktion. Während der Reise geniessen Sie die authentische toskanische Küche, und zwei namhafte Weingüter präsentieren Ihnen Rebberg, Weinkeller und ihre hochprämierten Weine. In Florenz erwarten Sie Bistecca alla fiorentina, Palazzo Pitti und Ponte Vecchio.

#### Mittwoch, 19. 6. 2013

Abflug am Mittag ab Zürich. Danach Transfer durch die traumhafte Toskana in die Weinregion Montepulciano und Check-in in der «Villa Cicolina». Zeit zur Entspannung am Pool oder für einen Spaziergang durch die Rebberge. Am Abend gemeinsamer Kochkurs und Genuss der eigenen Kreationen mit ausgesuchten Weinen.

#### Donnerstag, 20. 6. 2013

Fahrt zum Podere Il Casale, einem landwirtschaftlichen Biobetrieb, und Besichtigung der Reben, Olivenhaine und Gemüsegärten. In der Käserei degustieren Sie die verschiedenen Pecorini des Hauses. Danach Mittagessen in einem lokalen Restaurant und geführter Rundgang durch Montepulciano. Transfer zum Hotel und Abendessen mit privater Weindegustation.

#### Freitag, 21. 6. 2013

Transfer ins Chianti-Gebiet zum Weingebiet Montepulciano und Rundgang mit dem Önologen durch die Rebberge und Weinkeller. Danach leichtes Mittagessen in den herrschaftlichen Räumen des Gutes. Anschliessend degustieren Sie auf Brancaia die ausgezeichneten Weine und Olivenöle des Hauses Transfer nach Florenz und Check-in im Hotel. Individuelles Entdecken der Stadt und Abendprogramm.

#### Samstag, 22. 6. 2013

Stadtführung durch Florenz mit Besichtigung der Uffizien und Mittagessen im Restaurant «Olio e Convivium». Danach Einführung in die Kaffeekultur in der Accademy Caffè von Mokaflor. Zeit zur freien Verfügung und am Abend Genuss der legendären Bistecca alla fiorentina bei «Buca Mario».

#### Sonntag, 23. 6. 2013

Zeit um weitere Sehenswürdigkeiten der Stadt zu entdecken. Individuelles Mittagessen und Abflug am Abend nach Zürich.

#### Spezielle Erlebnisse im Preis inbegriffen

- Private Führung durch die Kulturstadt Florenz
- 3 Abendessen mit Toskaner Spezialitäten
- 3 Mittagessen in lokalen Restaurants
- Privater Kochkurs in der Villa Cicolina
- Besuch eines Biobetriebs mit Pecorini-Degustation
- Besichtigung und Degustation auf 2 Weingütern
- Teilnahme an einem Kaffeeseminar

#### Weltwoche-Spezialangebot

#### Kulinarikreise für Weltwoche-Leser

Verführerische Genüsse der Toskana:  
Mittwoch, 19. Juni, bis Sonntag, 23. Juni 2013

#### Reisearrangement/Preis

Weltwoche-Abonnent/-in:	Fr. 3550.–
Nicht-Abonnent/-in:	Fr. 3750.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 700.–
Teilnehmerzahl:	max. 16 Personen

(Flüge mit Swiss)

#### Detailprogramm

Detaillierte Informationen zum Reiseprogramm finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Anmeldung/Anmeldeschluss

Direkt bei Seventhaven:  
[info@seventhaven.ch](mailto:info@seventhaven.ch)  
oder Telefon 044 777 70 70  
Anmeldeschluss: 15. 3. 2013

#### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Kulinarikreisen spezialisierte Boutique-Reiseagentur Seventhaven Switzerland Ltd. in Zürich, [www.seventhaven.ch](http://www.seventhaven.ch)



# Vereint in den letzten Kampf

Das IOC hat Ringen aus dem olympischen Programm gekippt. Der Schock setzt ungeahnte Kräfte frei. In einer Neuauflage der «Ringer-Diplomatie» kämpfen die politischen Erzfeinde Iran und USA gemeinsam für die Rückkehr auf den Sportler-Olymp. *Von Urs Gehrig*



Zur Siegerehrung mit dem Bild Chameneis: Amerikas Melvin Douglas (l.) gegen Irans Abbas Jadidi, 1998.

An einem kühlen Dienstagabend, es war der 12. Februar, klingelte bei Reza Herbst im Westen Teherans das Telefon. Es war 18.30 Uhr, Herbst stand gerade mit seiner Ringerriege auf der Matte. Sein Teamchef war dran. «Schaust du fern?», fragte er. «Ich trainiere», sagte Herbst. «Dann schalt schleunigst die Kiste an!»

Versteinert starrten Herbst und seine Junioren auf den Bildschirm. Stämmige Burschen schüttelte es, Tränen rannen. In wenigen Sekunden war ihr Lebenstraum geplatzt: einmal Olympiasieger werden! Nie würde dies mehr möglich sein.

Die Hiobsbotschaft kam aus dem schweizerischen Lausanne, wo im Hotel «Palace» das Internationale Olympische Komitee (IOC) Ringen – Kerndisziplin seit der ersten Olympiade 708 v. Chr. – aus dem Kreis der Olympischen Spiele kippte. Eine IOC-Analyse habe

ergeben, dass es der Kampfsportart an Attraktivität fehle und dass sie im Traditionellen steckengeblieben sei, kurz: Ringen habe in der mediatisierten Gesellschaft kein Entwicklungspotenzial.

Man müsste lügen, möchte man Ringen in irgendeiner Weise als sexy oder cool bezeichnen. Aufgequollene Blumenkohllöhren, plattgedrückte Gesichter auf behaarten Rücken. Sofort kommt einem der Geruch von dünstenden Turnbeuteln und Männerschweiss in den Sinn. Und erst die knappen Kampfanzüge, die aussehen wie eine Mischung aus Turnverein Mülligen 1932 und Borats steil geschnittenem Badekostüm! Als Attraktivitätsturbo wirken sie auf Laien definitiv nicht.

Ringen ist von Natur her ein roher Sport, ein urtümlicher Wettstreit Mensch gegen Mensch um Kraft und Geschicklichkeit. Nichts davon hat sich seit der Antike geändert. Es hat seine

Erscheinung nicht bis zur Unkenntlichkeit verformt, um den Massen zu gefallen. Gerade das macht Ringen mindestens so sympathisch wie Tontaubenschiessen oder Dressurreiten. 180 Ringernationen auf der Welt zeugen von der Faszination für das archaische Duell.

## Der edle Charakter

Nicht erstaunlich deshalb, dass der Lausanner IOC-Entscheid Fans von Nebraska bis Wladivostok in Schockstarre versetzte. Nirgends ist das Entsetzen grösser als im Iran, der zu den weltbesten Ringernationen gehört. Ringer sind die Samurai der persischen Folklore. Das iranische Ur-Ringen Varzesh-e Bastani kombiniert Elemente aus vorislamischen Ritualen mit der Spiritualität des Sufismus. Wichtiger noch als ein kräftiger Körper sind die Reinheit, die Ehrlichkeit und der edle Charakter des Kämpfers.



Die halbamtliche Nachrichtenagentur Mehr News wählte hinter dem Ausschluss sofort eine politisch motivierte Verschwörung. Die Funktionäre sind ausser sich: «Das ist ein Komplott», ereifert sich Mohammad Tavakol, Chef des Ärztekomitees im internationalen Ringerverband Fila, telefonisch aus Teheran mit der *Weltwoche* verbunden. «Samaranch! Ich sage bloss: Samaranch!»

Gemeint ist der Sohn des ehemaligen spanischen IOC-Präsidenten. Samaranch jr. ist nicht nur einflussreiches Mitglied des IOC, sondern auch Vizepräsident der Internationalen Union für Modernen Fünfkampf – eine bizarre Kombination aus Reiten, Rennen, Schiessen, Fechten, Schwimmen. Vor der Lausanner Sitzung war Fünfkampf als Streichkandidat Nummer eins gehandelt worden. Dennoch wurde Ringen vom Olymp gestossen. «Samaranchs Lobby hat zugeschlagen», ereifert sich Tavakol.

Mit dem Rauswurf hat das IOC durch die Ringerherzen hindurch bis tief in die internationale Politik eine Schneise gefräst. Seit der Besetzung der US-Botschaft in Teheran 1979 und der 444-tägigen Geisellaffäre sind die diplomatischen Verbindungen zwischen dem Iran und den USA gekappt. In raren Momenten der Entspannung erreichte das Ringen einen Stellenwert, den viele mit dem Tischtennis vergleichen, dem Sport, welcher Anfang siebziger Jahre das Eis zwischen den USA und China zu brechen vermochte.

### Vorbild «Pingpong-Diplomatie»

Nach dem Vorbild der legendären «Pingpong-Diplomatie» machte sich Konfliktlösungsexperte John Marks Ende neunziger Jahre auf die Suche nach einer Möglichkeit, die eisernen Fronten aufzuweichen. «Ein iranischer Freund wies mich darauf hin, dass die radikalen Kräfte die Anwesenheit von Amerikanern nicht dulden würden», erzählt er. «Eine Einladung an die amerikanischen Ringer jedoch würden die Mullahs ihrem ringerfanatischen Volk schwer auschlagen können.»

Im Februar 1998 war es so weit. Zum ersten Mal seit der islamischen Revolution betrat eine amerikanische Sportlerdelegation iranischen Boden. «13 000 iranische Fans jubelten in der überfüllten Azadi-Arena», erinnert sich Marks. «Wann immer ein US-Ringer auf der Matte stand, wurde die Stimmung elektrisch.»

Das Sternenbanner, welches die religiösen Führer üblicherweise als Symbol des «grossen Satans» brandmarken, wurde von muskulösen Sportlerarmen in die Arena getragen und offiziell gehisst. US-Champion Melvin Douglas revanchierte sich, indem er mit dem Bild des geistigen Führers Ajatollah Chamenei zur Siegerehrung erschien. «Die Ringer waren Bürger-Diplomaten, welche es verstanden,

### «Das ist ein Komplott. Samaranch! Ich sage bloss: Samaranch!»

tiefe Gefühle des gegenseitigen Respekts zu wecken», so John Marks.

Die «Ringer-Diplomatie» hat nicht dieselbe Dynamik entfesselt wie ihr Vorbild zwischen den USA und China. Doch die Athleten haben ihre Kontakte nie abreißen lassen. Auch nicht, als Bush 2002 den Iran auf die «Achse des Bösen» beförderte und der 2005 gewählte Präsident Achmadinedschad die Hassrhetorik neu zu kultivieren begann. Auf der Kampfmatte zeigten die Ringer ihren Regierungen einen Ausweg aus der Feindschaft.

Mit acht zu sieben Stimmen in geheimer Abstimmung hat das IOC diesen Kanal gekappt. «Heimtückisch und falsch» sei dieser Akt, wertet der Schriftsteller John Irving, dem das Verdienst zukommt, den Ringersport zum Objekt der Weltliteratur erhoben zu haben. («Schreiben ist wie Ringen. Man braucht Disziplin und Technik.») Wortgewandt rechnete er in der *New York Times* mit dem IOC ab. Des Übels Wurzel ortet Irving jedoch im eigenen Stall, im Weltringerverband Fila mit Sitz in Vevey. Die komplizierten Regeländerungen der vergangenen Jahre seien «stupid» und ein

«gewaltiger Publikums-Killer». Nicht das Ringen sei antiquiert, sondern seine Führung. Irvings Worte waren ein Blattschuss auf den Fila-Präsidenten, den Schweizer Raphaël Martinetti. Dieser verkündete am Samstag seinen sofortigen Rücktritt.

Benommen und führungslos scheint die Ringerwelt auf den Untergang hinzutorkeln. Ein letzter Funke Hoffnung besteht noch: Sie kann sich im Mai um die Wiederaufnahme in das olympische Programm bewerben. Zur Konkurrenz gehören Disziplinen wie Rollschuhfahren, Wushu und Wakeboarden. Trotz dieser «exotischen» Konkurrenz glauben Olympia-Insider nicht, dass die IOC-Exekutive auf den Entscheid zurückkommt.

### Unterstützung von Putin

Aber vielleicht kommt doch noch alles anders. Im Iran glaubt man, der Lausanner Entscheid werde ungeahnte Kräfte freisetzen. «Die Krise ist ernst genug, dass selbst die Unterstützung des ideologischen Erzfeinds garantiert ist», sagt Mohammad Tavakol. «Wir stehen Schulter an Schulter in der Ringerfront», bestätigt Greg Strobel, zweifacher Ringertrainer des US-Olympia-Teams. Auch Russlands Staatspräsident Putin, Judo-Schwarzgurt, hat sich der Protestbewegung angeschlossen. Mit der Wucht seiner gestählten Persönlichkeit befahl er, sofort ein Komitee zur Rettung des ältesten Kampfsports ins Leben zu rufen.

Innert Tagen hat das aussergewöhnliche Bündnis Fahrt aufgenommen. Der Zufall arbeitet ihm in die Hände. Am Dienstag ist ein Team hochkarätiger US-Ringer in Teheran gelandet, wo dieses Wochenende der Weltcup im Freistilringen ausgetragen wird. In den Katakomben der Arena soll Kriegsrat abgehalten werden. «Allein diese Allianz zeigt dem IOC, dass es einer Front gegenübersteht, die sich weder durch weltanschauliche noch atompolitische, noch religiöse Differenzen aufhalten lässt», sagt Zeke Jones, Nationalcoach der amerikanischen Freistilringer. Die Ringer-Diplomatie scheint neu entfacht. Der Kampf um die Rückkehr auf den Olymp hat begonnen. ○



ARVI SA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
www.arvi.ch

DIE BORDEAUX WEINE  
MIT DEM BESTEN PREIS-QUALITÄT VERHÄLTNIS

HIGHLIGHTS DER WOCHE



ROBERT PARKER 90

**POITEVIN -  
MÉDOC 2010**

CHF 12.95



JAMES SUCKLING 93-94

**CANTEMERLE -  
HAUT MÉDOC 2010**

CHF 28.10

De Côme - St. Estephe 2009   
CHF 21.60

Montlandrie - Côtes de Castillon 2009   
CHF 27.00

La Vieille Cure - Fronsac 2009   
CHF 28.10

Phélan Ségur - St. Estephe 2010   
CHF 42.10

Grand Puy Lacoste - Pauillac 2010   
CHF 77.75

Lynch Bages - Pauillac 2010   
CHF 162.00

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

# Musterfall eines Diplomaten

Vor 500 Jahren schrieb Machiavelli seine politische Analyse «Il Principe». Zu Unrecht wurde sie als Anleitung zur hemmungslosen Machtausübung aufgefasst. Neue Biografien zeigen die Vielschichtigkeit des legendären Berufspolitikers aus Florenz. Von Oliver vom Hove

Sein Werk galt der Krise, doch sein Herz hing am Frieden. Das sah die Nachwelt meistens anders: Machiavellis Weltruhm beruht auf einem Missverständnis. Seine politische Analyse «Il Principe» (Der Fürst) wird seit ihrer Konzeption vor 500 Jahren vorwiegend als Anleitung zur hemmungslosen Machtausübung aufgefasst. Dabei war sie das bitter gewürzte Konzentrat eines mit persönlicher Enttäuschung erkaufte politischen Lehrgangs.

Das Florenz seiner Zeit, in dem er 1498 als nur 29-Jähriger zum Sekretär der Regierung und Chef der Zweiten Kanzlei berufen wurde, bot ihm überreichlich Anschauungsunterricht in machtpolitischer Ranküne. Überall Tücke, Täuschung und von Lügen gelenkte Winkelzüge. Dazwischen musste sich der Sohn eines verarmten Anwalts, der 1494 als Anhänger der Volksherrschaft über die Vertreibung des verhassten Medici-Clans mit ihrem Ämterhandel und Günstlingsklüngel beglückt war, ohne familiär-finanzielle Rückendeckung hindurchklavieren.

## Politische Brandherde

Wenige Tage vor seiner überraschenden Berufung war der als Ketzer und antihumanistischer Aufwiegler verurteilte Dominikanermönch Girolamo Savonarola öffentlich verbrannt worden. Vier Jahre zuvor hatte eine Invasionsarmee des französischen Königs Karl VIII. Florenz besetzt. Die folgenden politischen Wirren und religiösen Zerwürfnisse, die in gewaltsame Auseinandersetzungen mündeten, hatten die Epoche, in der Florenz das bedeutendste Zentrum des humanistischen Geisteslebens in Italien war, schwer erschüttert. Nun wurde die Stadt republikanisch regiert, und die aus Patriziern und Handelsleuten zusammengesetzte Signoria machte es ihrem Sekretär durch fortgesetztes Zaudern überaus schwer, auf seinen zahlreichen Reisen politisch durchschlagskräftig auftreten zu können.

Vierzehn Jahre lang, bis 1512, wurde der Staatsdiener Machiavelli als Unterhändler zu sämtlichen politischen Brandherden entsandt: nach Frankreich, Deutschland, in die Schweiz, ins Tirolische an den Hof Kaiser Maximilians I., zur päpstlichen Kurie nach Rom. Meist fand er sich in einer *mission impossible* wieder: Seine Regierung spielte auf Zeit und geizte mit Geld. So erreichte der Florentiner Emissär oft nur das Notdürftigste. Dennoch verbuchte er nicht selten überraschende diplomatische

Erfolge: so bei der Rückeroberung von Pisa, der Rekrutierung einer Bürgerwehr, vor allem aber bei der Durchsetzung von Schuldenerlässen oder Zahlungsaufschüben für die ausgabenscheue Republik.

Die Zeit war vom Waffengeklirr der Kriegsherren und vagabundierenden Söldner beherrscht. Machiavelli fand sich umgeben von kriegslüsterne Haudegen, den berüchtigten *condottieri*, von einem geizigen, aber erobersüchtigen französischen König, einem ebenso streitbaren Papst, Julius II., und zuvor noch von dem berüchtigten Borgia-Papst Alexander VI. Mit dessen äusserst machtbehaftetem Sohn Cesare Borgia, der von Bologna aus die Florentiner bedrängte, hatte Machiavelli manch heikle, für ihn sogar lebensbedrohliche Verhandlungen zu führen.

Vor 500 Jahren endete die Karriere des angesehenen Sekretärs der Signoria schlagartig: Der vertriebene Medici-Clan kehrte mit Hilfe der Spanier in die Stadt am Arno zurück, und Machiavelli fiel den folgenden «Säuberungen» zum Opfer. Mit einstimmigem Beschluss der Signoria wurde er aller Ämter enthoben und durfte Florenz vorerst nicht verlassen. Verdächtigt, mit einer Gruppe von Verschwörern gegen die neuen Herren gemeinsame Sache gemacht zu haben, wurde er verhaftet und

## Machiavelli fand sich umgeben von kriegslüsterne Haudegen, den berüchtigten *condottieri*.

sechsmal hintereinander der Folter am Wippseil, der berüchtigten Streckfolter, unterworfen. Zwar seien seine Handgelenke noch geschwollen, doch habe er die Tortur mit einer Festigkeit ertragen, die ihn selbst in Erstaunen versetzte, schrieb er seinem Freund Francesco Vettori, dem florentinischen Gesandten am päpstlichen Hof in Rom.

In der Vereinsamung auf seinem kärglichen Landgut bei San Casciano nahe Florenz trieb dann beleidigter Stolz den Ehrgeiz des kaltgestellten Beamten an. Dem aufkommenden Trübsinn setzte er als mentale Abwehrwaffe das Studium der römischen Geschichte entgegen, vorzugsweise aus der Sicht des verehrten Titus Livius, mit dem er sich in seinem umfangreichsten Werk, den «Discorsi» genannten «Gedanken über Politik und Staatsführung», auseinandersetzte: «Ich habe gelernt, dass die Geschichte die Lehrmeisterin unseres

Handelns ist, speziell für die Mächtigen, und dass die Welt immer auf dieselbe Weise von Menschen mit denselben Leidenschaften bewohnt wurde.»

## Radikales Konzept der Staatsräson

In den Studien fand Machiavelli den römischen Princeps als Vorbild für den obersten Machtträger im Staat. Sein politisches Traktat «Il Principe», das im Original «De principibus» («Von den Fürstentümern») hiess, ist davon geprägt. Darin setzte er erstmals wider alle christlichen oder humanistischen Tugendlehren die Autonomie der Politik absolut. Allerdings galt dieses radikale Konzept der Staatsräson ausdrücklich für den Krisenfall, in dem das Wohl des Gemeinwesens gefährdet ist – ganz so, wie es der 44-jährige Autor in seinem bisherigen Leben mit bedrohlicher Ausschliesslichkeit erlebt hatte.

In seiner neuen, ausserordentlich kenntnisreichen Biografie des Florentiners schreibt Volker Reinhardt, Professor für Geschichte an der Universität Freiburg, dazu: «Einem abgesunkenen Staatswesen, in dem Cliquen regieren und die Gesetze zunehmend in Vergessenheit geraten, eine neue Ordnung aufzuzwingen, bis dieses Regelwerk ihn selbst überflüssig macht: Das war für Machiavelli die höchste Daseinsberechtigung des Herrschers.» Der profilierte Renaissance-Kenner Reinhardt macht auf spannende Weise deutlich: Den Staatstheoretiker Machiavelli kann man nicht ohne den politischen Praktiker Machiavelli verstehen.

Machiavellis Porträt des unumschränkten Machthabers in seinem «Principe» war ein Wunschbild, gefertigt aus psychologischer Berufserfahrung und seinem inneren Aufstand gegen äussere Unterdrückung. Die Monumentaldarstellung einer menschlichen Machtmaschine, für die er an der Gestalt des bedrohlichen Condottiere Cesare Borgia, des Herzogs der Romagna, Mass genommen hatte – bewundernd zwar, doch auch mit Schrecken –, war mit den grellen Farben einer angstvoll erlebten Staats- und Friedensgefährdung gemalt. Sein eigenes politisches Vorgehen als Gesandter und Stellvertreter einer kleinstaatlichen Macht an Fürstenhöfen und beim Heiligen Stuhl war das Gegenteil dieses erdachten Umgangs mit Herrschaft: bedächtig, verhalten, in kleinen Schritten einen bescheidenen Vorteil anstrebbend. Kurz, Machiavelli war in seiner Amtsführung der Musterfall eines





«Patriot im strengsten Sinn des Wortes»: Niccolò Machiavelli (1469–1527).

politischen Diplomaten mit dem nötigen Geduldsfaden für Kompromisse: jeder Zoll ein Berufspolitiker, exakt gemäss dem maxweberschen Anforderungsprofil.

Die Idee, dass der Mensch alles vermöge, sofern er nur den unbeschränkten Willen dazu besässe, und dass Gott dazu bestenfalls als funktionstüchtiger Katalysator diene, lag in Florenz gewissermassen in der Renaissance-Luft. Der Zufall der jüngsten Bücher-Neuer-scheinungen zu dieser Epoche macht den

Leser zum Begünstigten – nicht nur durch Volker Reinhardts vielschichtige Machiavelli-Darstellung, sondern auch durch das süffig gestaltete Frührenaissance-Bild «Die Wende» des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Stephen Greenblatt, in dessen Zentrum die damalige Entdeckung des epikureischen Lehrgedichts «De rerum natura» («Über die Natur der Dinge») des römischen Autors Titus Lucretius Carus oder Lukrez steht. Die Hinwendung zu den überlieferten Schriften der Antike,

besonders aber die Entdeckung der Diesseitsfeier des Epikur-Schülers Lukrez durch den toskanischen Humanisten Poggio Bracciolini bedeutete tatsächlich eine Wende zum Umsturz: «Sobald man erkannte, was verloren war, und den tragischen Verlust betrauerte, war es auch möglich, den Weg zu bereiten für das, was jenseits des Todes lag: nicht weniger als die Wiederauferstehung. Selbstverständlich war dieses Muster jedem guten Christen bekannt. Doch die hier gemeinte Wiederauferstehung sollte in dieser Welt stattfinden, nicht in der nächsten.»

Für den jungen Machiavelli muss dieser Text die Offenbarung einer von christlicher Jenseitsfurcht freien Weltsicht bedeuten haben. In der Vatikanischen Bibliothek entdeckte man 1961 eine vollständige Abschrift des Lehrgedichts, die den Vermerk «Nicolaus Maclavellus scripsit feliciter» trägt: Niccolò Machiavelli hat dies glücklich geschrieben. Für den Siebzehnjährigen brachte diese aus eigenem Antrieb übernommene Kopistenarbeit die Initiation in ein säkulares Denken, das ihn fortan beherrschte.

### Der kalte Blick auf die Geschichte

Für den verbannten Machiavelli sah die Schicksalsgöttin Fortuna bis zu seinem Tod 1527 – kurz nach dem Sacco di Roma – nur mehr einige wenige unbedeutende Ämter vor. In seinem Werk, zu dem auch drei Komödien, eine Denkschrift über die Vorteile eines Milizheeres und eine Geschichte von Florenz zählen, hat er einen so ernüchternd kalten Blick auf die Geschichte, die menschliche Natur und das Geschäft der Politik geworfen, dass er damit nicht nur seine Zeitgenossen frösteln machte.

Für Jacob Burckhardt war der Florentiner ein «Patriot im strengsten Sinn des Wortes», der «wenigstens imstande (war), seine eigene Person über den Sachen zu vergessen». Im Weitblick des Basler Historikers aus dem 19. Jahrhundert ist gleichsam das detailreich begründete Resümee seines Zunftkollegen Volker Reinhardt vorweggenommen, indem Burckhardt über Machiavelli urteilt: «Seine politische Objektivität ist allerdings bisweilen entsetzlich in ihrer Aufrichtigkeit, aber sie ist entstanden in einer Zeit der äussersten Not und Gefahr, da die Menschen ohnehin nicht mehr leicht an das Recht glauben noch die Billigkeit voraussetzen konnten. Tugendhafte Empörung gegen dieselbe macht auf uns, die wir die Mächte von rechts und links in unserem Jahrhundert an der Arbeit gesehen haben, keinen besonderen Eindruck.»

**Volker Reinhardt:** Machiavelli oder Die Kunst der Macht. Eine Biographie. C. H. Beck, 2012. 400 S., Fr. 46.–  
**Stephen Greenblatt:** Die Wende. Wie die Renaissance begann. Aus dem Englischen von Klaus Binder. Siedler, 2012. 342 S., Fr. 37.90



1939

## Krieg bis zum bittern Ende

Zwei Wochen nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ist die Situation unübersichtlich. Polen kämpft tapfer gegen die deutsche Übermacht. Die Alliierten verlangen die Preisgabe Hitlers. Göring wendet sich an das Volk. *Von Karl von Schumacher*

Es sind nun schon zwei Wochen her, dass im Osten der Krieg durch den Angriff Deutschlands gegen Polen seinen Anfang genommen hat. Wie kaum anders vorausszusehen, haben die Deutschen gewaltige Anfangserfolge zu verzeichnen. In Anbetracht der spärlichen Nachrichtenübermittlung ist es allerdings selbst Fachleuten nicht möglich, sich heute schon über die ganze Tragweite dieser Erfolge auszusprechen. Aber selbst als Laie muss man sich sagen, dass die zum mindesten sehr verfrühte Ankündigung der Eroberung von Warschau durch Generalfeldmarschall Göring zeigt, wie dringend man im Dritten Reich auf Siegesmeldungen angewiesen ist, was bestimmt auf die deutsche Moral keine günstigen Rückschlüsse zulässt.

Aber selbst, wenn es den Deutschen gelingt, in Polen weitere Erfolge zu erzielen – was, wie die Dinge liegen, zum mindesten wahrscheinlich ist –, wird doch bestimmt nicht dort die letzte Entscheidung fallen. Polen spielt in dem Krieg, der jetzt geführt wird – man verzeih uns das grausame Bild –, die Rolle des Pferdes im Stierkampf. Das Pferd muss sich bekanntlich im Stierkampf dem Stier entgegenstellen, nicht um ihn zu besiegen, sondern nur um ihn zu ermüden. Es wird dabei in den meisten Fällen selber geopfert.

So opfert sich heute auch Polen beinahe ohne jede Hoffnung auf einen direkten Sieg. Seine Rolle ist es nur, möglichst grosse deutsche Kräfte zu binden und unschädlich zu machen. Es ist das vielleicht die schwerste und heroischste Rolle, die man einem kämpfenden Lande in einem Kriege zumuten kann. Aber Polen war, wie uns von führenden Polen schon lange vor Ausbruch des Krieges versichert worden ist, von Anfang an bereit und entschlossen, diese Heldenrolle zu übernehmen und durchzuführen. Gewiss werden die Westmächte der Weichselrepublik bei Friedensschluss den gebührenden Dank nicht vorenthalten.

Die entscheidende Garantie für einen solchen Dank ist den Polen übrigens dadurch gegeben worden, dass gerade im Augenblick des polnischen Rückzuges zwischen den Westmächten und Warschau die Protokolle unterzeichnet worden sind, wonach es einem einzelnen der Kriegsführenden verboten ist, einen Sonderfrieden zu schliessen. Damit schwinden auch die letzten Hoffnungen des Führers auf die Möglichkeit, mit einem besiegten Polen

einen Sonderfrieden abzuschliessen zu können. Es wird fortan nicht mehr, wie im Falle der Tschechoslowakei, brutale Angriffshandlungen des Dritten Reiches geben, die nachher von den Westmächten mehr oder weniger zögernd anerkannt werden. [...]

### Die kältesten, berechnendsten Offiziere

Über die militärischen Operationen an der Westfront zu sprechen dürfte heute noch verfrüht sein. Die Chefs der alliierten Heeresleitung haben ihre Aktionen gegen den Westwall



Kapitulation Warschaus am 27. September 1939.

bewusst in ein Dunkel gehüllt, aus dem heraus es schwer ist, ihre Absichten zu erraten. Nur so viel ist sicher: die Männer, die diese Operationen leiten, sind die gewiegtesten, kältesten und berechnendsten Offiziere, die es überhaupt auf der Welt gibt. Es sind alles Männer, die den Weltkrieg mitgemacht haben und die wissen, dass es das Wichtigste ist, in keiner Situation die Nerven zu verlieren und sich nie zu übereilten Aktionen hinreissen zu lassen.

Darauf kann man sich verlassen: solche Männer verstehen ihre Chancen abzuwägen. Wenn sie wirklich im Westen einen Durchbruch versuchen, so wird man sich ruhig sagen können, dass

der berühmte Westwall doch nicht ganz so unbezwinglich ist, wie es von deutscher Seite immer wieder behauptet worden ist. Denn das wissen die französischen und englischen Generäle: wenn der Westwall wirklich uneinnehmbar ist, dann genügt für die Niederwerfung Deutschlands auch die Blockade. Deutschland hat seine Reserven schon weitgehend verbraucht, ehe der Krieg auch nur begonnen hat. Selbst wenn ihm der Weg nach Ungarn, Rumänien und Russland offen steht, wird es doch nie genügend Waren einführen können, ganz einfach, weil es sie nicht bezahlen kann. Auch deutet alles, was wir von der Stimmung im Dritten Reich erfahren, daraufhin, dass heute schon der Durchhaltewille dort sehr geschwächt ist.

Natürlich ist der Staatsapparat, vor allem die Polizei, noch stark. Siege im Osten werden vielleicht auf kurze Zeit sogar die Stimmung noch heben können. Aber wir zweifeln, ob das genügen wird, um die Hoffnung aufrecht zu erhalten, wenn die Belastungen des Kriegswinters kommen und mit ihnen der Mangel an allem, was nötig ist, um den kriegerischen und patriotischen Enthusiasmus weiter am Leben zu erhalten.

England und Frankreich haben ihre Hauptfriedensbedingungen schon gestellt: Preisgabe Hitlers. Merkwürdigerweise war es kein geringerer als Göring, der letzten Samstag in einer Ansprache an das deutsche Volk dieser Forderung den weitesten Widerhall gab, indem er von der Möglichkeit eines «Friedens um den Preis unseres Führers» sprach. Natürlich wird eine solche Möglichkeit in gleichem Atemzug von ihm abgelehnt. Aber trotzdem hat Göring mit dieser Gegenüberstellung Hitler sicher keinen Dienst geleistet.

Würde es sich nicht um den treuesten der Paladine handeln, könnte man sogar an bewusste Perfidie denken. Durch Görings Gegenüberstellung ist zum erstenmal von offizieller deutscher Seite allen Deutschen gesagt worden: Ihr könnt wählen zwischen Hitler und dem Frieden. Jeder Deutsche weiss fortan, dass der Grund, warum er kämpfen muss, nur in Hitlers Person liegt. Mit jeder neuen Schwierigkeit wird fortan die Versuchung steigen, sich von einem Führer loszusagen, dessen Person gleichbedeutend ist mit einem sich unendlich verlängernden Krieg.

Der Artikel erschien am 15. September 1939 in der *Weltwoche*.





Brief aus Berlin

## Diese Filme muss man sehen

Vergesst den roten Teppich. An der Berlinale zählen die Filme. Auch dieses Jahr gab es hervorragende Produktionen zu entdecken. Meine sieben Favoriten.

Von *This Brunner*

Die Presse ging mit dem Berlinale-Programm gnadenlos um. Zu Unrecht. Es gab auch dieses Jahr unter den fast 500 präsentierten Filmen Hervorragendes zu entdecken. Einfach nicht aus Hollywood, sondern aus Rumänien, dem Iran, Belgien, der Slowakei oder Chile. Selber schuld, wer nicht neugierig auf Filme aus kleinen Ländern ist. Wenn sich Amerikas Filmindustrie – völlig uninspiriert – mit endlosen Sequels von ausgeleiterten Blockbustern zu retten versucht, passiert in anderen Ländern längst viel Aufregenderes: Da wimmelt es von spannenden Themen, die hervorragend umgesetzt und besetzt sind. Filme, die einem den Atem rauben und denen man ein möglichst breites Publikum wünscht.

Perfekte Werke gegen das CRAFT-Syndrom («Can't Remember A Fucking Thing»), weil sie eben so stark sind, dass man sie garantiert nie vergisst und sie einem bestenfalls sogar ein wenig das Leben verändern.

### Hier meine sieben Besten

1 — Mit grosser Intensität konfrontiert uns der rumänische Film *«Child's Pose»* (Goldener Bär) mit dem rumänischen Alltag. Wer meint, ihn interessiere doch nicht, wie eine neureiche Rumänin im Pelz versucht, ihren Sohn, der einen tödlichen Autounfall verursachte, gegen Bares aus dem Krokotäschchen freizukaufen, hat den Film nicht gesehen! Das ist so grossartig nuanciert geschrieben, inszeniert und gespielt, dass man am Schluss zerstört im Kinostuhl zurückbleibt und sich fragt: Wann geschah es zum letzten Mal im Kino, dass uns eine eigentlich äusserst fragwürdige, korrupte Hauptfigur so ans Herz gewachsen ist, dass wir die ganze Geschichte wie doppelt sehen: als das eigentliche Drama der vom Unfall betroffenen zerstörten Familie und als den subjektiven Kampf einer verzweifelten Mutter um ihren schuldigen Sohn. Ein sublimes Meisterwerk.

2 — *«An Episode in the Life of an Iron Picker»* (Grosser Preis der Jury) des Bosniers Danis Tanovic. Kaum ein Regisseur hat mich – ich dinierte kurz nach seinem Oscar-Gewinn vor elf Jahren mit ihm – durch seine Bescheidenheit, sein Engagement und seine tiefe menschliche Ausstrahlung je so für sich eingenommen wie Tanovic. So wünschte man sich auch die Politiker. Und Tanovic ist, abgesehen davon, dass er ein grossartiger Regisseur ist,

zum Glück auch Politiker! Und erst noch verdammt gutaussehend, ein wenig wie Belmondo in *«Léon Morin, Prêtre»*. Mit einem Budget von rund 20 000 Franken hat er mit Laienschauspielern ein Roma-Familiendrama von grösster Authentizität inszeniert. Ein Film voller Lebensmut und Überlebenskunst.

3 — *«Paradies: Hoffnung»* von Europas überzeugendstem Skandalregisseur Ulrich Seidl – der versöhnlichste Film seiner jüngsten Trilogie. Nach seinem schockierenden Hausfrauen-Sex-



*Meisterhaft: «The Broken Circle Breakdown».*

trip nach Afrika und einem meisterhaften Film über religiösen Fanatismus, Besessenheit und Perversionen geht es im neuesten Werk um die Erfahrungen eines dreizehnjährigen Mädchens in einem sterilen Diät-Camp. Alltagshorror, lustvolle Fantasien und tiefste Abgründe reihen sich nahtlos aneinander in einem scharf beobachteten Reigen voller Hoffnungslosigkeit.

4 — *«The Broken Circle Breakdown»* des jungen Flamen Felix Van Groeningen hat den «Preis für den besten europäischen Film» gewonnen. In Van Groeningens Heimat Belgien brach der Film alle Rekorde. Es ist die Ge-

schichte einer Achterbahn der Liebe, eines Paares, das sein Kind an Krebs verliert und selbst abstürzt. Der Film hat die Intensität der besten Filme von John Cassavettes. Er ist so meisterhaft geschrieben und gespielt, dass es einem fast schwindlig wird im Kinosessel.

5 — *«Before Midnight»* von Richard Linklater ist von einer solchen Perfektion, dass er ausser Konkurrenz laufen musste. Alle Preise wären ihm sonst sicher gewesen. Was passiert, wenn Romantik und Verliebtheit vorbei sind und es gilt, das gemeinsame Leben in Angriff zu nehmen und Verantwortung zu übernehmen? Wie immer hat Linklater seine Dialoge zusammen mit den Hauptdarstellern geschrieben. Vielleicht macht dies die grosse Glaubwürdigkeit und den Erfolg dieser Meisterwerke aus. Es sind die besten Dialoge in einem amerikanischen Film der letzten Jahrzehnte.

6 — *«Camille Claudel, 1915»* von Bruno Dumont mit Juliette Binoche war vielleicht die härteste künstlerische Herausforderung im Wettbewerb. Dumont hat sich einen Namen gemacht mit seinen rigiden, äusserst langsamen Filmen, die er oft mit Hardcore-Sexszenen gewagt verbindet. In *«Camille Claudel, 1915»*, weicht er erstmals von dieser Handschrift ab. Der Film ist null Liebesgeschichte, hat null Sexszenen, ist aber dank Juliette Binoches magistraler Leistung für mich der bedeutendste Film dieses grossen Regisseurs. So streng und ernsthaft wie ein Film von Robert Bresson oder Carl Theodor Dreyer.

7 — Im deutschen Beitrag *«Freier Fall»* verlieben sich zwei junge Polizisten tödlich ineinander. Der eine ist in einer Beziehung mit einer hübschen Frau, die schwanger ist, der andere ist frei, und er weiss, er will nur eines: den anderen! Ein Fassbinder-Stoff vom Feinsten. Klug und sensibel verfilmt. Mit zwei Hauptdarstellern, deren Chemie so stimmt wie jene von Yossi und Jagger oder Grace Kelly und Cary Grant.

Und das Schönste der diesjährigen Berlinale: Die Schweiz ist vielleicht das einzige Land, in dem alle diese Filmjuwelen demnächst auch auf der Leinwand zu sehen sein werden. In Originalversionen mit Untertiteln.

**This Brunner** war 35 Jahre lang künstlerischer Leiter der Zürcher Arthouse-Kinos. Er gilt als einer der international bestvernetzten Film- und Kunstkenner der Schweiz.

# «Das Pech, weiblich zu sein»

Die Zahl der abgetriebenen weiblichen Föten wird auf grausige 160 Millionen geschätzt. Wie kam es dazu? Was sind die Folgen für die Gesellschaft, und weshalb bleiben Feministinnen still? Ein Gespräch mit Professor Nicholas Eberstadt, einem der weltweit führenden Demografen. *Von Christine Brinck und Edgar Rodtmann (Bild)*

**Sie forschen und schreiben über den millionenfachen weiblichen Fetozid in Asien. Kürzlich hat die Welt mit Entsetzen die mörderische Vergewaltigung einer jungen Inderin erlebt und verurteilt. Haben die beiden Szenarien miteinander zu tun, oder sind sie unabhängige Ereignisse?**

Natürlich sind die beiden verquickt, beide Ereignisse spiegeln die Erniedrigung und Zerstörung von Weiblichem, nur weil es weiblich ist.

**Doch das eine erregt weltweit Aufmerksamkeit und das andere nicht.**

Das ist der Unterschied: Der Vergewaltigungsmord an der armen Frau in Delhi hat nicht nur Indien erschüttert, sondern die ganze Welt. Der Aufschrei darüber war nahezu ohrenbetäubend, und das zu Recht! Diese Tragödie scheint eine echte und breite Gewissensprüfung mit sich gebracht zu haben, inklusive der äusserst seltenen Gewissensprüfung hochrangiger, gewählter Politiker.

**Aufschrei hier und Stille bei der massenhaften Tötung von Föten ...**

So ist es. Zur selben Zeit, zu der die internationale Öffentlichkeit über den Verlust eines weiblichen Opfers trauert, geht die routinemässige Vernichtung weiblicher Föten – sollte man sie *baby girls* nennen? – im grossen Stil weiter. Nicht nur in Indien, sondern in über einem Dutzend Ländern werden Millionen und Abermillionen «kleine Frauen» jeden Tag aufs Neue tatsächlich ausgelöscht, einfach nur, weil sie das Pech hatten, weiblich geboren worden zu sein. Das ist das erschütternde moderne Phänomen globaler geschlechtsspezifischer Abtreibung. Es findet regelgerecht statt, es findet im Stillen statt, es wird meist unter der Aufsicht und Fürsorge medizinischer Fachleute gemacht, und trotz der enormen Verluste, ist es keine Schlagzeile wert.

**Man schätzt die Zahl der abgetriebenen weiblichen Föten auf grausige 160 Millionen; Sie nennen es Fetozid. Wieso stehen die Feministinnen nicht kopf, die sonst wegen jeder Gender-Ungerechtigkeit auf die Strasse gehen?**

Ich kann nicht für die Feministinnen sprechen, da bin ich die falsche Person. Es scheint einfach eine unbequeme Tatsache

zu sein. Aber ich vermute, dass ihnen alles, was den Anspruch auf bedingungslose Abtreibung in Frage stellt, peinlich ist. Es scheint, dass die Einzigen, die sich für das Thema der geschlechtsspezifischen Abtreibung hier in den USA interessieren, die Abtreibungsgegner sind. Der letzte Politiker, der sich nach meiner Erinnerung für Abtreibungsrechte, aber gegen geschlechtsspezifische Abtreibung im Kongress aussprach, war Daniel Patrick Moynihan – und der ist schon zehn Jahre tot.

**Wie ist denn überhaupt die Zahl 160 Millionen entstanden?**

Das ist eine sehr dramatische Zahl. Und ich denke, sie stellt die Masse der sogenannten vermissten Frauen dar. Diese überwältigende Gesamtzahl ist die Schätzung von einigen Forschern für die Anzahl von Frauen jeden Alters, die als

---

**«Es gibt Länder auf dieser Welt, die eine brutale, gar tödliche Präferenz für Jungen haben.»**

---

vermisst gelten. Sie schliesst nicht nur die Opfer geschlechtsspezifischer Abtreibungen in der letzten Generation ein, sondern auch die überraschend hohen Todesraten bei mittelalten und alten Frauen in einer Vielzahl von Ländern mit niedrigem Einkommen.

**Was heisst das nach Ihrer Einschätzung für die Zahl der ungeborenen Mädchen?**

Meine eigene Forschung legt nahe, dass das gesamte unnatürliche Defizit von Frauen unter zwanzig in Ländern, in denen Gender-Selektion ein Massenphänomen ist, bei etwa 33 Millionen liegt. Davon gehen mehr als dreissig Millionen allein auf das Konto Chinas und Indiens. Ich habe Kollegen, die meine Berechnungen für zu vorsichtig halten. Mag sein. Also, lassen Sie mich sagen dreissig Millionen ist das Minimum an Opfern, die wir insbesondere in den letzten zwanzig Jahren, in denen die Sonografie und andere pränatale Technologien verfügbar wurden, auf das Konto des Massenfetozids schieben können. Das sind mindestens dreissig Millionen Mädchen, die nie geboren wurden, weil sie gezielt vernichtet wurden.

**Aus der Zahl der männlichen und weiblichen Geburten kann man den Verlust an**

**Mädchen extrapolieren. Der Unterschied zur natürlichen Mann-Frau Quote, die 103 Jungen zu 100 Mädchen bei der Geburt beträgt ...**

... und heute weltweit gerechnet bei 108 zu 100 liegt. Die beiden Institutionen, die sich nachhaltig mit demografischen Entwicklungen beschäftigen, die UN-Population Division und das US Census Bureau, sind der Meinung, dass die Gesamtquote bei einer Höhe angekommen ist, die historisch unnatürlich und biologisch unmöglich ist.

**Woher kommt die sogenannte natürliche Quote von 103/104 Jungen zu 100 Mädchen? Wer hat das festgelegt? Und ist sie überall gleich?**

Wer das festlegt? Unsere DNA, unsere Gene; das war schon immer so und ist für alle ethnischen Gruppen seit Menschengedenken gleich. Soweit die Demografie das feststellen kann, ist dieses natürliche Verhältnis Teil der Textur unserer Spezies. Darum nenne ich es die natürliche Quote. Es war ein deutscher Pastor und früher Demograf, Johann Peter Süssmilch, der vor 250 Jahren zuerst diese Beobachtung gemacht hat.

**Warum ist es schlecht, wenn diese natürliche Quote aus dem Ruder läuft wie an manchen Orten in China oder Indien oder Vietnam beispielsweise? Ist es schlecht, weil man der Natur ins Handwerk pfuscht?**

Wir haben es hier mit ungewollten Konsequenzen auf einer globalen Ebene zu tun. Wenn man der Ansicht ist, dass diese weiblichen Föten Menschen hätten sein können, dann hat man sofort ein drängendes, moralisches Problem. Aber lassen wir das mal beiseite. Zwei Dinge sind höchst problematisch: Erstens bringt in einigen Teilen der Welt die mutwillige Zerstörung von weiblichen Babys oder weiblicher Föten einen drohenden Eheengpass mit sich. Das lässt es wahrscheinlich erscheinen, dass Gesellschaften mit einer wachsenden Armee von nicht zu verehelichenden jungen Männern geschlagen sind. Schon immer wurden Männer durch Ehe und Familienpflichten zivilisiert. Die Idee, eine grosse Anzahl von jungen Männern zu haben, die nie eine Ehe eingehen können, ist für Gesellschaften potenziell gefährlich.

»»





«Unwucht zwischen Jungen und Mädchen»: amerikanischer Wissenschaftler Eberstadt.





«Es findet im Stillen statt»: Demonstration gegen Abtreibungen in Indien.

**Was passiert in Gesellschaften mit deutlich weniger Frauen? Gibt es mehr Aggression, gibt es mehr Kriege?**

Eine amerikanische Professorin, Valerie Hudson, hat ein beunruhigendes Buch mit dem Titel «Bare Branches» [Kahle Äste, d.Red.] geschrieben und ein Papier mit dem Titel «A Surplus of Men, A Deficit of Peace» [Ein Überschuss an Männern, ein Mangel an Frieden, d.Red.]. Sie argumentiert, dass ein Überfluss an Männern in der Gesellschaft die Gefahr von sozialen

**«Es berührt die ganze Frage der Weiblichkeit und der Rolle der Frau in der Gesellschaft.»**

Spannungen und von sozialer, ja sogar internationaler Instabilität mit sich bringt.

**Die Rolle der Frau in der modernen Welt scheint zur Lebenswelt in Ostasien nicht zu passen ...**

Das ist genau die zweite Frage: Wenn wir das Massentöten von weiblichen Föten als lässlich erachten, heisst das, dass der Status der Frauen auf eine Weise instrumentalisiert wird, die die Feministinnen überhaupt noch nicht begriffen haben. Das ist fast eine metaphysische Frage. Wenn wir es akzeptieren, dass nur weibliche Föten vernichtet werden, dann berührt das die ganze Frage der Weiblichkeit und der Rolle der Frau in der modernen Gesellschaft.

**Wird das Problem nicht noch verstärkt, weil die Aushebelung der natürlichen**

**Quote nicht nur auf Indien und China beschränkt ist? Die Armeen junger, unverheiratbarer Männer, wie Sie sie nennen, können nicht einmal über die Grenze gehen und dort Frauen suchen, weil die Nachbarn auch schon einen Männerüberschuss haben.**

Nun, in der nächsten Generation wird sich die Zahl der unverheiratbaren Männer noch erhöhen. Es gibt da zwei paradoxe Entwicklungen. Frauen verlassen China, weil sie keine armen, schlechtausgebildeten Männer heiraten wollen, und es gibt bei den Frauen in Asien insgesamt eine Flucht vor der Ehe, fast wie in Europa. Beides macht die Situation der unverheiratbaren Männer noch gravierender.

**Welche Rolle spielt bei dem Problem in China die Ein-Kind-Politik?**

In fast allen ostasiatischen Gesellschaften kann man ein unnatürliches Ungleichgewicht zwischen neugeborenen Jungen und Mädchen beobachten – das liegt also nicht nur an der Ein-Kind-Politik. Hongkong zeigt es, Vietnam, Taiwan, Südkorea, Nordindien und ein paar andere Länder wie Aserbaidschan oder Georgien. Aber nirgends ist es so ausgeprägt wie in China. Es gibt chinesische Demografen, die festgestellt haben, dass die Ein-Kind-Politik den Überfluss an Jungen noch verschlimmert hat. Ein von mir sehr geschätzter chinesischer Demograf behauptet, dass die Hälfte des Überschusses an neugeborenen Jungen auf das Konto der Bevölkerungskontrolle geht. Das sollte man ernst nehmen.

**Wie ist es zu erklären, dass in einem Polizeistaat wie China, wo es Gesetze gibt, die es**

**verbieten, die diagnostischen Mittel für die Geschlechtsauswahl zu missbrauchen, nichts gegen die massenhafte Tötung von weiblichen Föten unternommen wird?**

Sie weisen da auf ein fürchterliches Problem hin. Es könnte nicht passieren, wenn es die Kollaboration der medizinischen Berufe, Ärzte, Schwestern, Hebammen, nicht gäbe. Das ist eine ethische Frage.

**Sie beschreiben die Rarität von Mädchen in der höheren Geschwisterfolge. Heisst das, dass dann das erste Kind immer ein Mädchen war?**

Sagen wir mal so: Wenn die Eltern sich erlaubten, beim ersten Kind der Natur ihren Lauf zu lassen, und es wurde ein Mädchen, dann werden sie alles dransetzen, beim zweiten Mal kein Mädchen zu bekommen. In Südkorea beispielsweise gibt es so gut wie kein drittes Kind, das ein Mädchen ist.

**Gibt es einen Zusammenhang zwischen sex selection und der niedrigeren Geburtenrate?**

In Ländern mit hohen Geburtenraten sehen wir kein unnatürliches Ungleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Babys. Das tritt nur in Ländern auf, deren Fruchtbarkeitsrate unter die Ersetzungsrate gerutscht ist; natürlich nicht in allen diesen Ländern, denn es gibt viele Länder, die die Ersetzungsrate nicht schaffen. Aber es gibt Länder auf dieser Welt, die eine brutale, gar tödliche Präferenz für Jungen haben.

**Die grössten Gender-Sünder sind die besser gebildeten Han-Chinesen. Sie erwähnen Gegenden, wo die Quote 155 zu 100 erreicht, während ethnische Minderheiten in China eine nahezu normale Quote aufweisen. Liegt das an einer höheren Fruchtbarkeit bei den Minoritäten?**

Die Fruchtbarkeit der Minoritäten ist leicht erhöht, aber sie sind oft auch ärmer. Es gibt eher eine Korrelation zwischen dem Gender-Ungleichgewicht und der Bildung und dem Wohlstand. Das gilt auch für Indien: Je besser es den Leuten in den Städten geht, desto schlimmer die Unwucht der Quote.

**Japan, wiewohl asiatisch, hat eine normale Jungen-Mädchen-Quote, warum?**

Ein Grund könnte sein, dass es in Japan im 19. Jahrhundert einen brutalen Mädcheninfantizid gab. Etwa auf dem Niveau wie heute in China. Irgendwann wurde dagegen aufbegehrt, so sehr, dass weiblicher Infantizid stigmatisiert wurde. Normalerweise ist man ja gegen Stigmatisierung, aber hier hat sie dauerhaft gut gewirkt. Die Quote kann also gedreht werden, wie auch das Beispiel Südkorea zeigt.

**Was ist in Südkorea passiert?**

Mit Beginn des Jahres 2000 etwa wurde die Unwucht zwischen Jungen und Mädchen kleiner und kleiner. Heute hat Südkorea



eine weitgehend normale Jungen-Mädchen-Quote bei Babys. Südkorea hat den Albtraum eines Überschusses an Jungen hinter sich gelassen, ist zurückgekehrt in die Gemeinschaft der menschlichen Spezies, wenn man das so sagen kann.

#### Wie haben sie es geschafft?

Erfolg hat auch hier viele Väter. Die Regierung behauptet, sie hätte es durch das Verbot von Gender-Selektion geschafft. Das bezweifle ich, denn zehn Jahre nach dem Verbot hatte sich die

«Normalerweise ist man ja gegen Stigmatisierung, aber in Japan hat sie gut gewirkt.»

Quote immer mehr zum Überschuss verschoben, sie stieg auf annähernd 120 zu 100. Die Feministinnen behaupteten, sie hätten dazu beigetragen, weil sie ein neues Bewusstsein geschaffen hätten. Ich glaube ganz einfach, dass das Happy-End hier auf zufällige Entwicklungen in einer offenen Gesellschaft zurückzuführen ist. Es war eine spontane Organisation durch zivile und religiöse Gruppen. Schon in den Neunzigern hatte in Korea eine Diskussion darüber begonnen, welche Schande und welcher Skandal es doch sei, dass in Südkorea weibliche Föten auf diese Weise vernichtet werden. Ohne Regierungsunterstützung bildete sich eine Liebe-zu-den-Töchtern-Bewegung. Das war sehr erfolgreich, und es fand so eine Umkehr und Gewissensprüfung statt. Plötzlich fand man die Tötung weiblicher Föten widerlich – so wie heute Leute auf Raucher schauen. Das Töten von weiblichen Föten wurde ein Stigma.

#### Nicholas Eberstadt

Der 57-jährige New Yorker ist, abgesehen von einem Ausflug zu einem Masterstudium an der London School of Economics, ein Harvard-Mann durch und durch: vom College über den Master bis zur Promotion. Eberstadt hat seit 1999 den Henry-Wendt-Lehrstuhl für Nationalökonomie am American Enterprise Institute inne. Er hat gelehrt, Bücher geschrieben und ist bis heute Berater verschiedenster Institutionen und Administrationen. Er gilt als einer der Top-Demografen der Welt. Seine Analysen werden regelmässig in einschlägigen Publikationen gedruckt. Er war der Erste, der auf die Schiefelage der russischen Demografie hinwies («The Dying Bear: Russia's Demographic Disaster», *Foreign Affairs*), und er ist auch mit seinen Untersuchungen zum Thema Fetozid in Asien ein Pionier. Eberstadt ist Mitglied des Global Leadership Council beim World Economic Forum (WEF). Sein Fachwissen als Asien-, insbesondere Nordkorea-Experte ist sehr gefragt. Der Autor einer grossen Zahl von Büchern ist verheiratet mit der Autorin Mary T. Eberstadt. Sie leben in Washington-DC und haben vier Kinder. (cb)

Wie bei der von Ihnen beschriebenen Wende in Japan. Hat denn kein anderes Land diese koreanische Wende nachvollzogen? Das muss doch in Asien bekannt sein?

So weit ich weiss, hat kein anderes Land es bisher gemacht. Vielleicht Taiwan, dessen Quote sehr unausgeglichen ist oder zumindest nicht mehr steigt. Vielleicht hat es doch mit der Zivilgesellschaft zu tun.

Will sagen: In einer Diktatur wird sich an der Praxis wenig ändern?

China hat kein Rentensystem. Die Rente für den alten Mann ist sein Sohn. Wenn er keinen hat, hat er keine Rente. Wenn eines Tages ein Rentensystem eingeführt wird, wäre das eine Chance, dass die Tötung von weiblichen Föten zurückgeht. Oder es bedarf einfach eines Mentalitätswechsels.

Könnten nicht die Umstände die Chinesen zur Umkehr der Praxis zwingen? Die vielen unverheirateten Männer sind doch ein offensichtliches Zeichen. Fünfzig Millionen junge unverheiratbare Männer sind auch in China keine Kleinigkeit.

Möglich, dass die Gesellschaften reagieren. Sehr gut möglich, dass sie auch zu spät reagieren. Die Tragödie nimmt ihren Lauf.

Der Überschuss an Jungen ist eine Fehlentwicklung. Das könnte jeder begreifen. Kann man sagen: «It's the culture, stupid!»?

Kultur oder Mentalität, absolut. Überall gibt es wohl eine Vorliebe für Jungen, aber in dieser brutalen und für Mädchen tödlichen Form hauptsächlich in Asien – und das unabhängig von der Religion. Denn es passiert in konfuzianischen, buddhistischen, hinduistischen, muslimischen Ländern, sogar in christlichen wie Armenien oder Georgien.

Wird sich in Anbetracht der horrenden Zahlen an der allgemeinen Einstellung zu dem Phänomen des Fetozids etwas ändern?

Das Desinteresse der Feministinnen an der Vernichtung weiblicher Föten ist das eine Paradox. Das andere ist das mangelnde Interesse der sogenannten Bevölkerungsexperten. Da gibt es etwa den Uno-Bevölkerungsfonds. Man würde denken, dass die Experten auf die Barrikaden gehen, um auf dieses Problem aufmerksam zu machen. Doch sie sind überwältigend still. ○

Das bringt die missratene Revision des Raumplanungsgesetzes:

## Staatlicher Bauzwang und Enteignungen!



Die RPG-Revision zwingt die Kantone zu Rückzonen. Das heisst: Bauland wird enteignet. Ein massiver Eingriff ins Privateigentum. Die horrenden Entschädigungszahlungen des Staates für die Enteignungen werden zu Steuererhöhungen führen. Trotzdem soll das verdichtete Bauen um jeden Preis vorangetrieben werden. Die Behörden können Landeigentümer sogar gegen deren Willen zur Überbauung von Grundstücken zwingen, wenn ein «öffentliches Interesse» vorliegt. Ob diese Zwangsmassnahmen überhaupt umsetzbar sind, weiss niemand. Lange Gerichtsverfahren sind vorprogrammiert. Die Behörden machen, was sie wollen. Darum stimmen wir Nein zu dieser missratenen RPG-Revision.

Überparteiliches Komitee «Nein zur missratenen RPG-Revision»  
Postfach 8166, 3001 Bern

[www.rpg-revision-nein.ch](http://www.rpg-revision-nein.ch)

Darum am 3. März  
**RPG-Revision**  
**NEIN**



*Psychischer Kannibalismus*: Malergenie Pablo Picasso mit seinem Modell Bettina Graziani im Atelier in Cannes, 1955.



## Lieblingslegenden (II)

Von Daniele Muscionico

**A**uch das ist ein Sonnenkönig. Ein kleiner Herr mit stämmigen Waden, Lederhosen, einem lächerlichen Hut und quasierigertem Säbel. Nichts passt zusammen, die Klammer der Selbstinszenierung ist das monumentale Ego: zu gross für jede Hose, zu weit für jeden Hutrand – Pablo Picasso.

Kein anderer Künstler seiner Zeit war so umstritten, und keiner wurde so berühmt wie er. Picasso in den fünfziger Jahren, als dieses Bild entsteht, hat für die Medien das *gossip*-Potenzial von Kim Kardashian und das Erregungspotenzial von Daniel Vasella: Er steht für Geld und Glamour, Erotik und Affären, Liebe und Hass.

Die Kunst des spanischen Malergenies folgt den Kurven seiner Liebe. Sein Leben lang hat er eine Frau an seiner Seite – oder mehrere zugleich und meist erheblich jüngere. Jede frisch entflammte Leidenschaft verleiht seinem Schaffen neue Impulse. 1955, als ihn der Modefotograf Mark Shaw in seinem Atelier in Cannes für das *Life Magazine* besucht – und der Maler mit dem Lieblingsmodell von Hubert de Givenchy posierte, Bettina Graziani –, ist Picassos Geliebte Jacqueline Roque. Sie ist 46 Jahre jünger als er, eine Keramikverkäuferin, als sie ihn kennenlernt, in der Manufaktur Madoura in Vallauris, wo er unter Anleitung örtlicher Töpfer mit Ton und Glasuren experimentiert.

Keine seiner Musen porträtiert er so oft wie Jacqueline. Und wie keine ihrer Vorgängerinnen widmet sie ihr Dasein ganz dem als Künstler wie als Egozentriker begnadeten Geliebten. Sie nennt ihn ihre «Sonne» oder «Monseigneur» und gibt ihm mit Hingabe die Kraft, seine Kreativität trotz seines Alters auszuleben. In symbiotischer Verbundenheit erträgt sie seine bizarren Tricks und Ängste. Denn Picasso regiert, nicht nur im Atelier, sondern auch ausserhalb, absolutistisch – wenn nicht sogar kanibalisch. Manche nennen es psychischen Kannibalismus, wie er die Energie seines Umfelds für sein Leben und sein Werk benutzt.

Sein Atelier in Cannes in der Villa La Californie, wo er wie ein Hollywood-Star residiert und Gäste von Brigitte Bardot bis Gary Cooper empfängt, ist die Verlängerung seines Künstler-Egos. Hier blüht dank seiner letzten Muse seine Porträtmalerei wieder auf. Hunderte Male sitzt Jacqueline ihm Modell. Nach Picassos Tod ist sie die Hüterin seines Werks. Dreizehn Jahre lang – bis sie zum Gewehr greift und ihm folgt.

**Mythos Atelier – von Spitzweg bis Picasso, von Giacometti bis Nauman: Staatsgalerie Stuttgart, bis 3. März 2013**



## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen:** Das Washington-Dekret (DTV)
- 2 (2) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (Carl's Books)
- 3 (4) **Paulo Coelho:** Die Schriften von Accra (Diogenes)
- 4 (3) **Eveline Hasler:** Mit dem letzten Schiff (Nagel & Kimche)
- 5 (8) **Thomas Meyer:** Wolkenbruchs wunderliche Reise ... (Salis)
- 6 (7) **Vina Jackson:** 80 Days – Die Farbe der Lust (Carl's Books)
- 7 (5) **Timur Vermes:** Er ist wieder da (Eichborn)
- 8 (6) **Sandra Brown:** Blinder Stolz (Blanvalet)
- 9 (9) **Camilla Läckberg:** Der Leuchtturmwärter (List)
- 10 (10) **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (Diogenes)

### Sachbücher

- 1 (3) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi – Mützenmacher (Frech)
- 2 (2) **Isabelle Neulinger:** Meinen Sohn bekommt ihr nie (Nagel & Kimche)
- 3 (4) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi – Mützen und mehr (Frech)
- 4 (7) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (Weltbild)
- 5 (9) **Jamie Oliver:** Jamies 15-Minuten-Küche (Dorling Kindersley)
- 6 (6) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 7 (–) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (Hanser)
- 8 (10) **Florian Illies:** 1913 – Der Sommer des Jahrhunderts (Fischer)
- 9 (1) **Beat Kuhn, Christine Schönbächler-Michel:** Ziemlich wild (Gassmann)
- 10 (–) **Joshua Clark, Mark Lauren:** Fit ohne Geräte für Frauen (Riva)

**Quelle:** Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Widerstand

Im Sommer 1982 randalierten Politaktivisten im McDonald's am Zürcher Stauffacher. Der Zufall will es, dass heute in Zürich wieder McDonald's als Feindbild erhalten muss. Das Schauspielhaus wehrt sich gegen eine Fast-food-Filiale unmittelbar neben dem Theateringang. In Deutschland richtet sich der kulturelle Widerstand zurzeit gegen ein anderes US-Unternehmen: Amazon. In der Szene wird zum Boykott des Internethändlers aufgerufen. Für die Widerständler hat der Protest gegen Amazon einen entscheidenden Vorteil: Sofern sie nicht in einer WG wohnen, können sie weiterhin bei Amazon Bücher bestellen, ohne Gefahr zu laufen, von Mitstreitern ertappt zu werden. Heimlich in der eigenen Stadt einen Big Mac essen zu gehen, ist weit schwieriger. (rb)

## Literatur

# Was Kriegsreporter antreibt

Ein abgewrackter Berichterstatter erliegt dem Reiz, sich immer wieder selbst in Gefahr zu bringen. Wie realistisch ist der neue Roman des Schweizer Autors Linus Reichlin? *Von Kurt Pelda*

Er liebt Weisswein vom Feinsten und speist in teuren Restaurants, die er sich eigentlich gar nicht leisten kann. Hat er ein Alkoholproblem wie viele andere Kriegsreporter? Moritz Martens ist ein alternder Bonvivant, der aus Ruanda, Afghanistan und Bosnien berichtet hat. Das gute Leben in Deutschland kann er besser schätzen als jene, die nur den Überfluss kennen. Martens ist sich der Leiden von Menschen bewusst, die weniger Glück hatten als er und in ein Kriegsgebiet hineingeboren wurden. Auch am eigenen Leib hat der Journalist schon allerhand erfahren.

In seinem jüngsten Roman erforscht der Schweizer Schriftsteller und ehemalige *Weltwoche*-Kolumnist Linus Reichlin, was jene Menschen antreibt, die sich immer wieder in Kriegsgebiete wagen. Der Kriegsreporter findet es langweilig, am Sonntag mit seiner Tochter spazieren zu gehen. Er nimmt es in Kauf, sich wegen seiner vielen gefährlichen Auslandsreisen von seinem Kind zu entfremden. Das geregelte Leben zwischen Vorstadthäuschen und Büro ist ihm ein Graus. Und die Sehnsucht nach den Daheimgebliebenen gehört für ihn auf seinen riskanten Reisen dazu. Denn alles ist besser als der graue Alltag in Mitteleuropa. Martens mag es, wenn er nicht genau weiss, was als Nächstes passiert. Das genießt er förmlich.

### Mangel steigert das Lustempfinden

Auch darum lässt er sich auf eine Liebesgeschichte mit einer geheimnisvollen jungen Frau ein, die er per Zufall kennenlernt und von der er schon bald ahnt, dass sie ihn beschwindelt. Miriam Khalili hat afghanische Wurzeln. Sie ist in manchem Martens' pures Gegenstück. In dessen Abenteuerlust sieht sie bloss eine infantile Flucht vor dem, was wirklich wichtig ist im Leben, zum Beispiel die eigenen Kinder.

Miriam gibt sich als Fotografin aus und verspricht Martens eine Knallergeschichte über eine angeblich als Kämpfer verkleidete Frau bei den afghanischen Taliban. Zusammen brechen sie in den Hindukusch auf. Dort stossen sie tatsächlich auf eine Frau, die in Männerkleidern in einer Taliban-Gruppe mitkämpft. Doch die Geschichte entwickelt sich nicht so, wie es sich Martens erhofft, und plötzlich wird aus dem weiteren Abenteuer tödlicher Ernst.

In den afghanischen Bergen ist der Hunger überall. Weil sie nichts anderes haben, essen Miriam und Martens einmal Zucker. «Aber jetzt, mit dreiundfünfzig, merkte er zum ers-



*Gut recherchiert:* Autor Reichlin.

ten Mal, dass Süsse warm war, in ihr war eine milde, konzentrische Hitze. Er leckte die Kristalle aus seinen Handlinien, und als nichts mehr da war, schloss er die Augen und ass den Zucker noch einmal in seiner Erinnerung.» Der Mangel führt zur Steigerung des Lustempfindens, eine Erkenntnis, die wohl allen Kriegsberichterstattern gemeinsam ist.

Reichlin hat gut recherchiert, sowohl Martens in der Rolle des abgewrackten Reporters als auch das beschriebene Afghanistan wirken selbst für jene realistisch, die sich im Metier und am Hindukusch etwas auskennen. Da mag man es dem Autor verzeihen, dass die afghanischen Bauern keinen Kristallzucker essen, sondern «Gur», also Bröckchen aus verfestigter Zuckermelasse, die beim Teetrinken in den Mund geschoben werden. Reichlins Werk ist äusserst lesenswert, und zwar nicht nur für jene, die an den Auswirkungen von Entbehrungen auf die menschliche Psyche interessiert sind.



**Linus Reichlin:**  
Das Leuchten in der Ferne.  
Galiani, 299 S., Fr. 29.90

**Kurt Pelda**, 48, berichtet seit 29 Jahren aus umkämpften Krisengebieten, zuletzt aus Libyen und aus Syrien.



# Hallelujah Rock'n'Roll

Auf ihrer neuen CD bieten Krokus viel Spielfreude und bodenständigen Hardrock. Von Lukas Rüttimann



Wie aus einem Guss: Schweizer Rockband Krokus mit Kohler, von Rohr, Storace, Meyer, von Arb (v.l.).

Wenn man Singles als Vorboten eines Albums betrachtet, durfte man vom neuen Krokus-Werk nicht allzu viel erwarten. Denn der Gute-Laune-Schunkler «Dirty Dynamite» machte schon vor Wochen klar, dass sich von Rohr und Co. auf ihrem zweiten Album nach der Wiedervereinigung auf das konzentrieren würden, was ihnen am besten liegt: auf urchigen, präzis gespielten Hardrock, dessen Reiz in seiner nonchalanten Selbstverständlichkeit liegt. Freilich hat von den Solothurnern noch nie jemand grossartige Innovationen erwartet; den Unterschied musste diese Band schon immer mit der Qualität im Songwriting machen. Doch dass die erste Duftnote des neuen Albums mehr an die tiefenentspannten englischen Pub-Rocker von Status Quo als an die einst hungrigste AC/DC-Kopie der Welt erinnerte, war dann doch ein Dämpfer. Zumal man sich mit dem zurückgekehrten Filigrantechniker Mandy Meyer an der Gitarre die eine oder andere neue Facette im Sound erhoffen durfte.

Wie eine solche aussehen könnte, zeigt bezeichnenderweise eine Fremdkomposition: Der Beatles-Klassiker «Help!» kommt auf «Dirty Dynamite» als getragene Power-Ballade daher, bei der Meyer mit schwelgerischen Klangbögen einen Beweis dafür liefert, weshalb er zu den fähigsten Gitarristen des Landes gehört. Ein Höhepunkt, der die sonst frappante Bodenständigkeit des siebzehnten Studioalbums für einen Moment bricht. Denn der Rest der zwölf neuen Songs bewegt sich im bekannten Spannungsfeld zwischen AC/DC, Free, den Stones und den Small Faces und bietet etwas gar viel vom «Wurst-und-Käse-Hardrock», wie Bandboss von Rohr den Krokus-Sound so gerne nennt.

Sieht man von Einsätzen mit der Slidegitarre ab, bleibt Meyers Einfluss leider eher unauffällig. Mit Marc Storace hat die Band einen der weltweit besten Sänger des Genres in ihren Reihen, dessen Stimme nicht nur zu treibendem Hardrock, sondern auch zu gefühlvollen Hymnen passt. Gerade bei solchen hätte Meyer mit seinen melancholischen Melodien für Abwechslung zur Hardrock-Hausmannskost sorgen können. Zumal das früher eine der Stärken der Band war. Nicht umsonst haben Midtempo-Klassiker wie «Tokyo Nights» oder «Bedside Radio» die Schweizer zu einer international erfolgreichen Grösse gemacht mit dem Talent für bestens funktionierende Stadionhymnen.

## Der Faktor Nostalgie

Etwas mehr von diesem grossen Gefühlskino hätte es auf «Dirty Dynamite» ruhig sein dürfen. Misslungen ist das Album aber keineswegs. Dafür klingt es viel zu rund, die Songs wirken wie aus einem Guss, und die Produktion in den Abbey Road Studios in London schlägt sich nicht nur in einem angenehm erdigen Sound nieder, sondern auch in einer hörbaren Spielfreude. Genau das ist es, was man einer Band mit fast vierzig Jahren Geschichte hoch anrechnen darf.

Denn ob Songs wie «Hallelujah Rock'n'Roll» oder «Go Baby Go» neben den Klassikern im Katalog bestehen können, wird man erst in ein paar Jahren wissen. Schliesslich funktioniert Rockmusik im Erwachsenenalter vor allem über den Faktor Nostalgie. Und mit ihrem geradezu reaktionären Auftritt auf «Dirty Dynamite» sorgen Krokus immerhin dafür, dass der Glaube an die gute alte Zeit nicht getrübt wird.

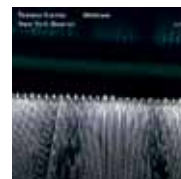
**Krokus:** Dirty Dynamite. Sony Music

# Landschaft aus Lava

Von Peter Ruedi

Eines von Wislawa Szymborskas Gedichten beginnt so (in der Übertragung durch Karl Dedecius): «Nichts kommt zweimal vor, / auch wenn es uns anders schiene. / Wir kommen untrainiert zur Welt / und sterben ohne Routine.» Als sie 1996 den Nobelpreis für Literatur erhielt, kannten sie ausserhalb Polens ein paar Kenner, und wie sie am 1. Februar 2012 in Krakau starb, vielleicht ein paar mehr. Wenn der siebzigjährige Trompeter Tomasz Stanko, inzwischen im Westen durch seine Produktionen bei ECM einer der bekanntesten polnischen Jazzmusiker, der grossen alten Dame der polnischen Lyrik respektvoll ein Epitaph widmet, ist ihm das eine Herzensangelegenheit. Nicht gerade wie die Verbeugung vor dem Gefährten seiner frühen Jahre, dem jung verstorbenen Krzysztof Komeda (dem verdankte er überhaupt seinen Aufbruch in den sechziger Jahren, mit der Platte «Astigmatic»), aber doch als ein starkes Zeichen der Verehrung. Nichts kommt zweimal vor, wir sterben ohne Routine: Für einen Jazzmusiker hat die Zeile noch eine besondere Bedeutung.

Seit fünf Jahren lebt Stanko teilweise in New York, zunächst einfach aus Faszination für die Stadt. Aber er fand schnell den Kontakt zur kreativen Szene. Sein neues New York Quartet, nicht anders als seine bisherige Gruppen, inspiriert ihn zu neuen Aufbrüchen und folgt ihm doch in der Fortschreibung seiner alten polnischen Melancholien. Aus denen emigriert keiner. Stanko, ein Liebhaber der mittleren und tiefen Lagen, der dunklen Lavaschichten, aus denen gelegentlich seine Free-Jazz-Vergangenheit in magmatischen Ausbrüchen explodiert, hat mit dem Drummer Gerald Cleaver und dem Bassisten Thomas Morgan zwei Partner von Craig Taborn engagiert und dazu den aus Kuba stammenden, fabelhaft feingliedrigen Pianisten David Virelles (eben noch auf Chris Potters neuer CD neben und hinter Taborn diskret präsent, s. *Weltwoche* Nr. 6/13). Hier spürt er mit delikatesten Fingerspitzen dem schattenverhangenen Melomanen und Balladier nach und spürt ihm vor. Viel Rücksicht, viel Respekt, von jedem für jeden. Und viel Zeit. Die zwei CDs braucht's dafür schon.



**Tomasz Stanko, New York Quartet:** Wislawa. 2 CDs. ECM 2304/05 371

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>The Master</b> Regie: Paul Thomas Anderson	★★★★★
2	<b>Jagten</b> Regie: Thomas Vinterberg	★★★★★
3	<b>Django Unchained</b> Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
4	<b>Lincoln</b> Regie: Steven Spielberg	★★★★★
5	<b>Life of Pi</b> Regie: Ang Lee	★★★★★
6	<b>Zero Dark Thirty</b> Regie: Kathryn Bigelow	★★★★☆
7	<b>Quartet</b> Regie: Dustin Hoffman	★★★★☆
8	<b>Parker</b> Regie: Taylor Hackford	★★★★☆
9	<b>Flight</b> Regie: Robert Zemeckis	★★★★☆
10	<b>A Good Day to Die Hard</b> Regie: John Moore	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>A Good Day to Die Hard</b> Regie: John Moore	42 497
2 (1)	<b>Kokowääh 2</b> Regie: Til Schweiger	29 364
3 (2)	<b>Django Unchained</b> Regie: Quentin Tarantino	13 252
4 (3)	<b>Parker</b> Regie: Taylor Hackford	7 644
5 (4)	<b>Lincoln</b> Regie: Steven Spielberg	6 457
6 (5)	<b>Flight</b> Regie: Robert Zemeckis	4 212
7 (7)	<b>Quartet</b> Regie: Dustin Hoffman	4 161
8 (10)	<b>Fünf Freunde 2</b> Regie: Mike Marzuk	4 154
9 (-)	<b>The Master</b> Regie: Paul Thomas Anderson	3 748
10 (9)	<b>Schlussmacher</b> Regie: Matthias Schweighöfer	3 598

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Madagascar 3 (Rainbow)</b>
2 (-)	<b>Step Up 4 (Rainbow)</b>
3 (1)	<b>The Expendables 2 (Impuls)</b>
4 (-)	<b>Savages (Universal)</b>
5 (3)	<b>Intouchables (TBA)</b>
6 (4)	<b>Fire with Fire (Impuls)</b>
7 (2)	<b>Das Bourne-Vermächtnis (Universal)</b>
8 (5)	<b>Ted (Universal)</b>
9 (7)	<b>Was passiert, wenn's passiert ist (Univ.)</b>
10 (6)	<b>Abraham Lincoln – Vampire ... (Fox)</b>

Quelle: Media Control



Überrumpelnder Bildersturm: «Les Misérables».

### Kino

## Stimmgewaltiges Elend

Der Musical-Hit «Les Misérables» mit Hugh Jackman und Anne Hathaway, mehrfach Oscar-nominiert, ist ein gelungener Gefühls-Jumbo. Von Wolfram Knorr

Seit Claude-Michel Schönberg (Musik) und Alain Boublil (Text) aus Victor Hugos monumentalem Klassiker «Les Misérables» ein cleveres Musical gefiltert haben, ist die dreistündige Elendsgeschichte über den Überlebenskampf der Mühseligen und Beladenen ein globaler Dauerbrenner, eine veritable Goldgrube. Kaum eine Bühne, die auf die rührselige Barrikaden-Ballade verzichtete, seit in den achtziger Jahren der kometenhafte Aufstieg des Singspiels zur blutigen Pariser Prolo-Revolution von 1832 begann. Kein Wunder, dass schon bald die Produzenten den Publikumshit von der Bühnenschwerkraft befreien wollten. Denn in Hugos Hauptwerk (1862), voll praller Abenteuer-, Schauer-, Rühr- und Trivial-Elemente, steckt sehr viel Kino; und erste Verfilmungen gab es bereits 1907, gefolgt von Dutzenden weiteren, bis zu TV-Serien. Nur auf der Leinwand kann die Masslosigkeit des Elends, das Leiden der Armen, ihr blutiger Aufstand im Namen von Freiheit und Gerechtigkeit, zu einem abhebenden Jumbo der Gefühle werden. Nur auf der Leinwand geht's zu «wie beim Homerischen Zeus: Er bewegt die Augenlider, und es erbebt der ganze Olymp» (Egon Friedell).

Das Beben der Film-«Elenden» schüttelte schon mal acht Oscar-Nominierungen und drei Golden Globes vom Kino-Olymp. Edel-«Elender» Jean Valjean (Hugh Jackman) wird

nach neunzehn Jahren Haft und Zwangsarbeit entlassen, steigt gar zum wohlhabenden Unternehmer auf und findet, verfolgt vom heimtückisch-fanatischen Polizisten Javert (Russell Crowe), dennoch keine Ruhe. Er fühlt sich schuldig am abscheulichen Ende der Arbeiterin Fantine (Anne Hathaway), nimmt ihre Tochter Cosette (Amanda Seyfried) in seine väterliche Obhut und rettet ihren Geliebten bei den Barrikaden-Kämpfen – aber Javert sitzt ihm im Nacken.

Tom Hooper («The King's Speech») lässt es für die Armen und Beladenen, denen ein friedfertiges Leben auf ewig verbaut bleibt, emotional lodern. Schon die ersten Bilder korrumpieren einen mit einem überrollenden und überrumpelnden Bildersturm. Da gruftet triumphale Düsternis; die Requisite aast in Armut, das Dekor nistet, wo Gram und Bürde hausen, und hinter allem dräut das Schicksal. Nur auf den Flügeln des Gesangs wird dem Elend entfleucht, schweben die Emotionen, dolce und pianissimo, über allen Niederungen, und die Schauspieler sind mit reinen Harmonien zu gesanglichen Hochleistungen fähig. Mag die Handlung nicht immer stringent sein, die musikalischen Darbietungen sind furios. Anne Hathaway, dürr und kreidig wie eine Egon-Schiele-Figur, sang den Ohrwurm «I Dreamed a Dream» beim Drehen am Set, wie alle Kollegen von Hugh Jackman über



Russell Crowe bis Amanda Seyfried. Vollprofis zuzusehen und zuzuhören – das ist schon die halbe Miete. ★★★★★

## Weitere Premieren

**The Hypnotist** — Lasse Hallström ist ein Meister atmosphärischer Stimmungen, sensibler Psychologisierung und altmeisterlicher Emotionalisierung («The Cider House Rules»). Mit dem Film über einen Arzt, der sich auf Hypnose versteht und in einen grausamen Mord- und Entführungsfall gerät, drehte Hallström erstmals wieder in seiner schwedischen Heimat. Blendend besetzt. ★★★★★

**Warm Bodies** — Nach den «Twilight»-Schmonzetten mit den anämischen Vampiren geht's endlich spassig beim Fischen im Drüben zu. Diesmal verliebt sich eine propere Blondine in einen Zombie! Die Erde ist verseucht. Die eine Hälfte der Population schlurft untot durch die Citys, die andere versucht sie zu liquidieren, und dabei gerät die jugendliche Zombie-Jägerin Julie (Teresa Palmer) an R (Nicholas Hoult). Der hat das Hirn von Julies Freund verspeist und kann nun ein wenig wie Julies Freund für Julie empfinden – und schon werden sie zu postapokalyptischen Romeos und Julias. Die schräge Gaga-Lovestory von Jonathan Levine («50/50») ist, auch wenn sie mal durchhängt, witzig. ★★★★★



Spass beim Fischen im Drüben: «Warm Bodies».

## Fragen Sie Knorr

War der legendäre Krimi-Autor James M. Cain mal Versicherungsvertreter und hat deshalb «Double Indemnity» geschrieben? Alle sagen, er sei Journalist gewesen. P. R., Rheinfelden



Das schliesst sich ja nicht aus. Cain (1892–1977) wollte auch Sänger werden – und Stückeschreiber. Er musste leben und heuerte bei einer Versicherung an. In der Zeit schrieb er seinen ersten Hit, «The Postman Always Rings Twice» (1934); der wurde mehrfach verfilmt,

**Verliebte Feinde** — Es ist ein Kreuz mit den Dok-Filmen, die gespielte Szenen einbauen; sie hängen meist zwischen Stuhl und Bank. Das Buch von Wilfried Meichtry über Iris und Peter von Roten ist ein fantastischer Stoff für einen soliden Spielfilm. Iris Meyer (1917–1990) und Peter von Roten (1916–1991), sie liberal und lebenshungrig, er aus katholischem El-



Wie war das? «Verliebte Feinde».

ternhaus, dem Konservativen verpflichtet, waren ein ungewöhnliches Paar. 1957 trieb sie die Schweizer/-innen (lange vor dem Frauenstimmrecht) mit ihrem Feminismus-Manifest «Frauen im Laufgitter» auf die Palme. Den Spielszenen mit Peter (Fabian Krüger) und Iris (Mona Petri) und dem Rest-Ensemble wurde jede Lebendigkeit ausgetrieben. Wachsfigurengleich schreiten sie im Film von Werner Schweizer («Von Werra») dahin, und die Dialoge sind gestelzte Wandtafelsätze. Wer die beiden waren, was sie aneinander band, erfährt man kaum. Einmal blieb Iris für ein Jahr in den USA. Da würde man zu gerne wissen, wie sie das finanziert hat. Sie? Er? War der Gatte ihr hörig? Benutzte sie ihn? Oder wie oder was? ★★★★★

**A Good Day to Die Hard** — Hanebüchener Heavy-Metal-Zirkus im verstrahlten Tschernobyl, mit einem depperten Bruce Willis im neusten Teil der «Die Hard»-Reihe. ★★★★★

1943 auch von Luchino Visconti («Obsession»). Bei der Versicherung geisterte Cain ein irrer Plot durch den Kopf: Eine Frau versichert ihren Mann, nur um ihn umzubringen, dafür aber braucht sie einen Versicherungsheini, der sie berät und sein Unternehmen hintergeht. Die Zensur stand kopf, Magazine wollten die Story nicht drucken. 1944 machte Billy Wilder daraus einen Klassiker des Film noir.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Youtube-Kritik

# Mit dem Ferrari in Afrika

Von Andreas Kunz

Politische Werbespots sind in der Schweiz verboten. Tatsächlich wird diese Kunstform aber auch hierzulande gepflegt – Youtube sei Dank. Letzte Woche feierte der Clip von Solidar Suisse Premiere, mit dem das Hilfswerk für seine Initiative gegen Nahrungsmittelspekulation wirbt.

Am Anfang des knapp einminütigen Filmchens sehen wir eine weidende Geiss und eine Buschfamilie, die in der afrikanischen Savanne vor Strohütten und einer Feuerstelle sitzt. Das Geräusch der zirpenden Grillen wird jäh unterbrochen durch einen heranbrausenden roten Ferrari, in dem ein geschniegelter Banker mit Anzug, Krawatte und Sonnenbrille sitzt. Nach einer Vollbremsung steigt der Banker aus und reisst der Mutter und ihren drei Kindern Banane und Maiskolben aus den Händen. Bevor er mit grimmiger Miene in seinem Flitzer davonbraust, fliegt dem Übeltäter aber von einer Palme noch eine Kokosnuss auf den Kopf.

Die Botschaft ist klar: Nahrungsmittelspekulanten sind gierig und rücksichtslos, sie bereichern sich auf Kosten von armen afrikanischen Familien – und haben vom Stimmbürger darum eine Kopfnuss verdient. Das ist in diesem Spot jedoch derart überzeichnet dargestellt, dass man laut herauslachen muss. Immerhin: Endlich zeigt ein Hilfswerk ein bisschen Humor – eine Fähigkeit, durch die sich die Branche bisher nicht besonders ausgezeichnet hat. Statt das Armutsproblem mit den üblichen Schreckensbildern zu illustrieren, setzen die Macher gekonnt auf das Mittel der satirischen Übertreibung. Auf die Gefahr hin, dass der Clip bei den angeblich so bösen Spekulanten längst zum Pausenknüller geworden ist.

Bleibt die politische Forderung damit nicht auf der Strecke? Nein, findet Creative Director Matthias Freuler. Dem Branchenmagazin *Persönlich* sagte er, dass das fehlende Budget (der Film soll nicht mal 30 000 Franken gekostet haben) durch eine gute Idee wettgemacht werden musste. Der Erfolg des Spots – bisher sind dadurch über 6500 Stimmen für die Initiative zusammengekommen – gibt den Machern letztlich recht.

Der Clip ist zu sehen auf <http://solidar.ch/spekulation>

## Nur die Besten

In der Restaurantszene wird kräftig umgebaut, und Arthur Cohn gibt sein Vor-Oscar-Dinner. *Von Hildegard Schwaninger*



*Gastronomin mit Herz:* Pamela Pfoster.

Das Telefon läuft heiss im «Heugümper» seit per Inserat ein Pächter für das GC-Lokal (im ersten Stock exklusiv für Mitglieder) gesucht wird. Was ist los im Prestigelokal am Paradeplatz? Vor zwölf Jahren übernahm Pamela Pfoster das Lokal, der Vertrag lief auf zwölf Jahre, und schon beim Start sagte man ihr, die Stelle werde danach neu ausgeschrieben. Nun ist es so weit. Bis Ende März 2013 kann man sich bewerben. Pamela Pfoster wird sich auch bewerben. Sie führt das Lokal zur Zufriedenheit der Gäste. Seit zehn Jahren hat sie den gleichen Koch, René Sutter (sein Cordon bleu ist ein Muss), sie ist charmant, hat treue Stammgäste (Banker und Geschäftsmänner, die hier jeden Montag jassen). Früher arbeitete sie auf Sylt und in Arosa, und sie ist eine flotte Frau. Blond. Was sucht man für den «Heugümper»? Jemanden, der ein Herz fürs Gastgewerbe hat und jung ist. Pamela Pfoster macht ihren Job mit Herz, sie ist 38. Bis Juni 2014 bleibt alles, wie es ist, dann wird der «Heugümper», den Architektin Lian Maria Bauer gestaltet hat (das GC-Stübli machte Tilla Theus), umgebaut.

Umgebaut wird auch das «Acqua», für das der Udo-Jürgens- und Gastro-Manager Freddy Burger einen Pachtvertrag bis 2042 hat (dann geht er auf die hundert zu). Es wird am 8. März geschlossen, Lüftung, Strombereich,



*Couragiert mit Gewürzen:* Rico Zandonella.

Sicherheit und Fluchtwege, alles auf den neuesten Stand gebracht, im Frühsommer wird wieder eröffnet. Das beflügelt die Gerüchteküche. So heisst es, der neue Chef werde Adrian Köhler, der zurzeit im «Cascade» in St. Moritz kocht, das Reto Kuhn gehört. Christoph Menti,



*Pachtvertrag bis 2042:* Freddy Burger.

Burgers rechte Hand und für Gastrobetriebe zuständig, will das aber nicht bestätigen.

Das Rico Zandonella mit seinen «Kunststuben» in Küsnacht zu den besten Köchen der Schweiz gehört, beweisen seine 2 Sterne im «Guide Michelin» wie auch 18 Punkte im «Gault Millau». Seit kurzem ist er auch Mitglied bei «Les grandes tables du monde», die weltweit Luxusrestaurants für «Tradition und

Qualität» verbindet und wo Starkoch Marc Haerberlin von der «Auberge de l'ill» in Illhäu- sern als Präsident firmiert. Insgesamt neun Häuser aus der Schweiz sind dabei. «Zandonella, Chef der neuen «Kunststuben», hat erreicht, was ihm Fans und Freunde schon lange zu- traut haben: der würdige Nachfolger von Horst Petermann zu sein. Dreissig Jahre stand er neben ihm am Herd. Im couragierten Umgang mit Gewürzen liegt eine seiner Stär- ken», heisst es im «Grand Tables»-Führer. Hochgelobt wird auch André Jaeger von der «Fischerzunft» Schaffhausen («verbindet den Orient mit dem Okzident in einer modernen, ideenreichen und überraschenden Küche»). Ausserdem Denis Martin in Vevey («Inkar- nation der kulinarischen Avantgarde der Schweiz. Ein Koch des dritten Jahrtausends»), Didier de Courten im Hotel «Le Terminus» in Sierre («verbindet Tradition mit der perma- nenten Suche nach Neuem»), Philippe Chevrier in der «Domaine de Châteauevieux» in Satigny (für die Juroren ist das auf Hügeln in Wein- bergen gelegene Restaurant «die Inkarnation der Schweiz, wie man sie sich erträumt»), «L'Ermitage» von Bernard und Guy Ravet in Vufflens-le-Château («exzeptioneller Wein- keller»), «L'Hôtel de Ville» von Benoît Violier in Crissier (hat die Stabübergabe von Philippe Rochat brillant gemeistert und sich die 3 Sterne und 19 Punkte gesichert), Anne-Sophie Pic im «Beau-Rivage Palace» in Lausanne («sublimes Setting über dem Lac Léman. Ihre Menüs er- zählen von Liebe, der Kraft der Natur, Erinne- rung an Mutters Küche») und schliesslich Stéphane Décotterd vom «Pont de Brent» in Montreux («vollendet mit Leidenschaft das Werk von Gerard Rabaey, mit einfallsreicher Küche mit den besten lokalen Produkten»).



*Unser Mann in Hollywood:* Arthur Cohn.

Köstliches Essen auch im «Beverly Hills Hotel» in Los Angeles, zurzeit der Hot- spot. Dort sitzt unser Mann in Hollywood, Oscar-Preisträger Arthur Cohn aus Basel. Gibt am 21. Februar sein traditionelles Pre-Oscar- Dinner für 234 Gäste.

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Gleicher Herzschlag

Die medizinische Masseurin Petra Herter, 39, und der Bauspengler Andreas Zannier, 39, sind seit fünfzehn Jahren verheiratet. Volkstanz und Hardrock stellen sich als ehebundene Aktivitäten heraus.



«Es war im Hallenbad»: Ehepaar Zannier-Herter.

**Petra:** Äusserlich sind wir ein ungleiches Paar: Ich trage fast immer eine Tracht. Mein Mann liebt hingegen Hardrock, schwarze Kleidung. Er ist tätowiert, und unter der Tracht befindet sich bei mir ebenfalls ein unfreiwilliger Körperschmuck. Seit ich mich mehreren Herzoperationen unterziehen musste, ist dort eine lange Narbe zu sehen. Auch wenn wir punkto Kleiderstil und Musik nicht den gleichen Geschmack haben, ziehen wir ideell am selben Strick. Unsere Söhne erziehen wir zu Respekt und Toleranz, die Nächstenliebe soll ihnen auch kein Fremdwort sein. Unsere Lebensweise würde ich als nichtmateriell und umweltverträglich bezeichnen.

**Andreas:** Ich bin natürlich nicht in der Bündner Trachtenvereinigung, und zwischen den Volkstänzen und dem Hardrock gibt es auch keine Parallelen. Trotzdem respektieren wir die gegenseitigen Interessen und besuchen – unter Einhaltung gewisser Schmerzgrenzen – auch die Veranstaltungen des anderen: Volkstanzgruppen und Thrash-Metal-Konzerte.

**Petra:** In meinem Kleiderschrank hängen vier verschiedene Trachten. Die blaue Arbeits-tracht erhielt ich von meinen Eltern zum zwanzigsten Geburtstag geschenkt, die grüne Tracht ist ein Erbstück meiner geliebten

Grossmutter, der ich ganz nahe bin, wenn ich sie trage. Das schönste Stück ist aber die Prättigauer Festtagstracht meiner Mutter: Sie hat im dunklen Rock mit dem Samtband, der passenden Seidenschürze und dem roten Mieder geheiratet. Anstelle der Haube trug sie eine Hochzeitskrone. Die Tracht nehme ich nur bei speziellen Auftritten im Rahmen der Trachtengruppe aus dem Schrank.

**Andreas:** Eine Tracht ist etwas Neutrales und Unpolitisches, die Trägerin verbindet das Kleidungsstück nicht mit einer speziellen Weltanschauung, allenfalls mit einer gewissen Liebe zur Tradition. Der Hardrock und im Speziellen seine einzelnen Genres sind hingegen gesellschaftskritisch. Wir symbolisieren die Zugehörigkeit zu unserer Subkultur über die Kleidung, die Tattoos und anderen Körperschmuck. Unser Aussehen zeigt, dass wir nicht gesellschaftskonform leben wollen. Dass ich eine geliebte Trachtenfrau an meiner Seite habe, ist auch eine Konsequenz dieser Denkweise.

**Petra:** In früheren Zeiten dienten die verschiedenen Trachten dazu, den sozialen Stand ihrer Träger zu demonstrieren. Bei den Frauen konnte man anhand der Kopfbedeckung, der Schürze und des Mieders zudem den Familienstand erkennen. Der Ausdruck «unter die Haube kommen» stammt vermutlich aus der Zeit, als die Trachtenhaube anzeigte, dass die Frau bereits verheiratet war.

**Andreas:** Als wir uns vor siebzehn Jahren kennen- und lieben lernten, konnten wir nicht erahnen, welche Hobbys und Leidenschaften den anderen umtreiben: Es war im Hallenbad. Wir trugen beide Badekleidung.

**Petra:** Es kam uns nie in den Sinn, den anderen optisch anpassen zu wollen. Wenn wir zusammen in der Öffentlichkeit sind, sorgen wir für erstaunte Blicke, und manchmal gibt es positive oder negative Kommentare: Als Antwort umarmen wir uns jeweils innig.

**Andreas:** Damit die Sache auch ohne Hochzeitshaube klar ist.

www.buendnertracht.ch  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Bei den Vasellas

Von Andreas Thiel — Privat sind die Vasellas eigentlich ganz nett.

**Frau Vasella:** Schatz! Dein Pilot ist zurück mit einem Kübel voll 100 000-jährigem Eis, welches er von der Bohrstation in Grönland geholt hat. Wo soll er hin damit?

**Herr Vasella:** Neben den Humidor, welchen ich mir aus der alten, verstimmten Stradivari habe zimmern lassen. Sind die Hunde zurück aus dem Nagelstudio?

**Frau Vasella:** Und ob. Seit wann lässt du deinen Staffordshire-Terrier rasieren?

**Herr Vasella:** Rasieren? Massieren habe ich gesagt, massieren!

**Frau Vasella:** Er sieht ein bisschen billig aus nackt mit Nagellack.

**Herr Vasella:** Die sollen wenigstens den Lippenstift wieder wegmachen.

**Frau Vasella:** Geht nicht. Sie haben gesagt, das Lefzenrot sei bissecht.

**Herr Vasella:** Was ist mit der Tropicatapete für das Schlafzimmer?

**Frau Vasella:** Der Architekt sagt, wegen der hohen Räume komme nur Giraffenhalsfell in Frage.

**Herr Vasella:** Was ist mit dem Riesenschlangenleder? Das müsste doch auch genügend lang sein.

**Frau Vasella:** Ich frag mal nach. Du, da ist ein Spendenauftrag von acht Diamantdieben aus Amsterdam, die zusammen nur 50 Millionen erbeutet haben. Ich schicke mal eine Million. Hoffentlich geben sie es nicht für Drogen aus.

**Herr Vasella:** Wo ist mein hermelingefütterter Fahrradhelm aus Schildkrötenpanzer?

**Frau Vasella:** Den hast du doch zum Vergolden gegeben.

**Herr Vasella:** Da will man einmal das Fahrrad nehmen, um sein Image...

**Frau Vasella:** Wozu brauchst du das 100 000-jährige Eis?

**Herr Vasella:** Um ein paar Flaschen Champagner zu kühlen.

**Frau Vasella:** Von der Kiste mit dem 47er Dom Pérignon, die bei der Abschiedsfeier vom Verwaltungsrat übriggeblieben ist?

**Herr Vasella:** Ja. Ich möchte wieder einmal ein paar Freunde einladen.

**Frau Vasella:** Freunde? Welche Freunde?



Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Wein

# Sauvignon del Ticino

Von Peter Rüedi



Auf Mauro Ortelli wurde ich zuerst aufmerksam, wie man Weinmachern begegnet, wenn einen die in der Schweizer Gastronomie üblichen Multiplikatoren noch nicht ganz aufs Bier zurückgeworfen haben: in der Beiz, in den Lokalen meines heimischen Mendrisiotto. Sein «Trii Pin» ist der Inbegriff eines blitzsauberen, im Tank vinifizierten, schlank-knackigen Merlot.

In Wahrheit ist eben das, der Verzicht auf die Holz-Vanille-Maske vor der Frucht, die Herausforderung. Ortellis «Trii Pin» ist eine Art Anti-Barrique-Manifest – nicht für ihn (er ist kein Prinzipienreiter), aber für die wachsende Zahl jener Liebhaber, die es nicht so mögen, wenn der Wein ihres täglichen Gebrauchs mit der Holzkeule zu «internationalem Format» geprügelt wird. In diesem Sinn wurde Ortellis «Trii Pin» an dieser Stelle auch schon ausgelobt (s. *Weltwoche* Nr. 46/11). Nun ist der stille Winzer aus Corteglia, zwischen Mendrisio und Castel San Pietro, wie gesagt kein Purist (wie der legendäre piemontesische Bartolo Mascarello: «No barrique, no Berlusconi»). Im richtigen Mass und von Fall zu Fall ist für ihn der Ausbau im Holz keineswegs ein Holzweg; bei den ganzen zwei Fässern, in denen er seinen Sauvignon bianco macht, scheint er ihm unerlässlich.

Diesem Weissen gilt seine Leidenschaft, als einem Kuriosum, für das die tonigen, kalkarmen Böden um Corteglia wie geschaffen sind. Wer das Glück hat, an eine der wenig mehr als 600 Flaschen zu gelangen (und bereit ist, sich dieses Glück etwas kosten zu lassen), kommt aus dem Staunen nicht heraus. Zu vergleichen ist der hochelegante, fein zwischen Aromen von Zitronenmelisse, weissem Pfirsich und ein wenig Salbei oszillierende Sauvignon (92 Prozent, der Rest ist Sémillon) mit Nobilitäten aus Graves/Péssac-Léognan. Den trockenen Weissen aus Bordeaux. Sauvignon ist eine Sorte, die ein feines Händchen verlangt, ansonsten sie leicht ins Krautige, im Extremfall ins Katzenpissige verrutscht. Reif und domestiziert (auch durch etwas Holz) zeitigt sie funkelnde Sensationen. Sogar im Tessin.

Mauro Ortelli: Sauvignon bianco Novi dal Drunpa 2011. 13%. Borgovecchio, Balerna. Fr. 30.–. [borgovecchio.ch](http://borgovecchio.ch)

## Die Besten

# Damit wird Haar salonschön

Von Jürg Zbinden

1 — Schuppen, da sind sich Männer- und Frauenköpfe einig, sind unschön und unnötig. Doch kümmert das die Schuppen nicht. Wer zu ihnen neigt, dem beweisen sie ihre Anhänglichkeit. «Mit dem neuen 2-in-1-Pflege-Duo von Kiehl's, speziell für die Kopfhaut, haben Schuppen keine Chance mehr!», lassen die Kiehl's-Chemiker durch das Marketing-Sprachrohr verlauten – und wer die Pflegeprodukte der amerikanischen Naturkosmetikmarke schätzen gelernt hat und unter Schuppenbefall leidet, schenkt dem Versprechen Glauben. Auf Vordermann gebracht wurde die Marke übrigens vom Österreicher Klaus Heidegger, einem ehemaligen Skirennläufer (fünf Weltcup-Siege), dem wie Schwarzenegger eine glänzende Karriere in den USA glückte. Kiehl's hat Heidegger für über hundert Millionen Dollar an den Kosmetikriesen L'Oréal verkauft, heute widmet er sich unter anderem der Pferdezucht. Zurück zu den Schuppen: Das «Deep Micro-Exfoliating Scalp Treatment» (100 ml à Fr. 34.–) enthält eine Spezialformel, die die Kopfhaut sanft exfoliert und auf den nachfolgenden Pflegeschritt vorbereitet. Das «Scalp Purifying Pyriithione Zinc Dandruff Shampoo» (100 ml à Fr. 26.–) reinigt, pflegt und schützt vor weiterer Schuppenbildung. Kiehl's Store, Rennweg 23 in Zürich, Kiehl's Corner im Globus in Bern, Zürich, Genf, Lausanne, im Manor, Basel, und in der Parfümerie Oswald in Zug.

2 — Die patentierte Technologie «Chroma Captive» für koloriertes Frauenhaar sorgt vierzig Tage lang für perfekte Farbintensität. Die «Masque Chroma Captive» schützt und pflegt die Haarfasern und verleiht ihr Geschmeidigkeit. Empfohlener Verkaufspreis: Fr. 59.– (200 ml). Das komplette Pflegeprogramm von Kérastase umfasst zehn Produkte. Bezugsadressen: [www.kerastase.com](http://www.kerastase.com).

3 — Shu Uemura wusste früh um das Geheimnis, Öl mit Öl zu entfernen. Inspiriert vom legendären «Unmask Cleansing Oil», entwickelte Shu Uemura Art of Hair das neue «Cleansing Oil Shampoo» (Fr. 61.– für 400 ml) auf Ölbasis. Die Reinigungsformel mit hohem Ölgehalt entfernt Unreinheiten und Rückstände von Umwelteinflüssen, ohne das Haar zu beschweren. Erhältlich sind die japanischen High-End-Haarprodukte bei [www.excellence-onlinestore.ch](http://www.excellence-onlinestore.ch) von Figaro Roman Thomaskamp.

1



2



3







Auto

## Die Schneekanone

**Halb Kombi, halb SUV: Der Audi A6 Allroad ist das perfekte Zwischending mit einem tollen Motor. Von David Schnapp**

Die wenigen Situationen im Leben, in denen einfach alles stimmt, kommen häufig unerwartet. Zum Beispiel als es kürzlich stark schneite, die Strassen sofort in einem bedenklichen Zustand waren und ich auf dem Weg, um einen neuen Testwagen entgegenzunehmen. Es war der Audi A6 Allroad quattro, sinnigerweise lackiert in «Gletscherweiss metallic». Natürlich ist dieser Wagen eine geniale Marketingidee, macht aber dennoch Sinn und bietet technische Vorzüge, die ich an diesem Tag besonders schätzte: etwas mehr Bodenfreiheit, serienmässige Luftfederung, natür-

lich Allradantrieb sowie rustikal anmutende Kunststoffverkleidungen um die ausgestellten Radhäuser und als Unterfahrschutz. Über die ästhetische Wirkung dieser Verkleidungen lässt sich streiten, aber insgesamt ist man mit dem A6 Allroad gut gerüstet, um auch bei heftigem Schneetreiben sicher nach Hause zu finden. An diesem Tag war es das perfekte Auto.

Dank der Luftfederung liegt der mächtige Kombi satt, breit und äusserst komfortabel auf der Strasse. Stufenweise kann man ihn nun anheben und erreicht so bis zu 18,5 Zentimeter Bodenfreiheit. Jetzt kommt sofort der Einwand, dass die meisten Besitzer eines A6 Allroad diese Bodenfreiheit ja gar nie nutzen. Das ist völlig egal, es geht bei solchen technischen Features meist nur darum, *dass man es könnte*. Schliesslich kann es immer mal richtig schneien in der Schweiz, was auch den grössten Klima-Alarmisten aufgefallen sein sollte.

Dieser Audi ist ein Luxuskombi, der dezent auf rustikal macht, darüber können auch die erwähnten Kunststoffverkleidungen nicht hinwegtäuschen. Für die Ledersitze muss man zwar extra bezahlen (Fr. 3420.-), aber dann

sitzt man in bequemen Fauteuils und blickt auf das gewohnt hervorragend verarbeitete Cockpit. Sanft rollt man los, ausser dem leisen Knirschen der Reifen auf dem frisch gefallenen Schnee ist von der lärmigen Umwelt nichts mehr viel zu hören.

### Das Herzstück

Das mit dem Schnee war bald einmal vorbei, nach ein paar Tagen waren die Strassen wieder normal befahrbar, und endlich konnte ich auch das Herzstück des Audi einsetzen: den Motor. In der Topversion ist der A6 Allroad ausgerüstet mit einem Dreiliter-Diesel mit Biturbo-Aufladung. Daraus resultieren 313 PS und ein wuchtiges Drehmoment von 650 Newtonmetern. Gekoppelt an eine sanft schaltende Achtstufen-Tiptronic, liegt die Höchstleistung schon bei 1450 Umdrehungen an, oder etwas blumiger ausgedrückt: Die zwei Tonnen Kombi werden mit der Macht einer Schneekanone beschleunigt. 5,6 Sekunden dauert es bis 100 km/h, damit befindet man sich nahezu im Sportwagenbereich.

Fazit: Im Vergleich zum normalen Audi A6 Avant kostet die Variante Allroad quattro mit dem Top-Dieselmotor zwar knapp 5000 Franken mehr, dafür kriegt man eine wunderbare Luftfederung, einen markigeren Auftritt und das schöne Gefühl, bei jedem Wetter gut unterwegs zu sein.

### Audi A6 Allroad quattro

Leistung: 313 PS, Hubraum: 2967 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 84 050.-, Testwagen: Fr. 103 900.-





«Im Grunde nehme ich es leicht»: Unternehmer Della Valle, 59.

MvH trifft

## Diego Della Valle

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch über Stil und Geld mit einem der schicksten und erfolgreichsten Unternehmer Italiens.

Ein Haftungsausschluss zum Anfang: Heute wieder ein Gespräch mit einem 59-jährigen Mann (aber was für einem, lesen Sie also weiter): Italiener, Modeunternehmer (Tod's-Gruppe), Milliardär und ein Feind von Silvio Berlusconi (Berlusconi mag ihn nicht, nicht bloss andersrum – das ist ziemlich viel Ehre, finde ich). Wir trafen uns in seinem Stadthaus am Corso Venezia in Mailand (über dem Eingang steht in grossen goldenen Buchstaben «Della Valle»); im sechsten Stock befindet sich seine Wohnung, im fünften empfängt er Gäste, darunter sind seine Büros und die von Mitarbeitern sowie Zimmer für Besprechungen. Im Haus gibt es viel Kunst (seine Sammlung besteht aus Werken von Fontana, Calder, Picasso, Kiefer und anderen).

«Warum sind italienische Männer eleganter, stilvoller?» – «Ich denke nicht, dass das so ist. Es gibt einen italienischen Lebensstil, der unterscheidet sich von anderen Stilen. Italiener mö-

gen kunstvoll verarbeitete Gegenstände, das hat mit der Kultur des Landes zu tun, wir waren immer umgeben von Künstlern und Kunsthandwerkern. Doch es gibt auch viele Engländer oder Deutsche, die elegant sind.» – «Ausserhalb Italiens findet man wenig Leistungsträger, die, zum Beispiel, so viele Armbänder tragen wie Sie.» [Weiteres Merkmal des DDV-Stils: hochgeklappter Hemdkragen und darum herumgewickelt Halstuch.] «Doch, den Coach der deutschen Fussballnationalmannschaft zum Beispiel. Männer haben sich verändert in den vergangenen Jahren. Dinge wie meine Armbänder haben eine Botschaft: «Ich bin ein ernsthafter *guy*, aber im Grunde nehme ich es leicht.» (Wir sprechen englisch, er hat einen Mitarbeiter dabei, der hilft, wenn ihm ein Wort in der Fremdsprache fehlt, was aber selten der Fall ist; ich habe ihn bereits einige Male befragt, vor zehn Jahren oder so war sein Englisch weniger flüssig.) «Jedes Land hat die Mode, die es

verdient, nicht wahr? Italien hat Tod's, Deutschland hat Boss.» – «Ich respektiere Boss, die Strategie und Philosophie, ein sehr professionell geführtes Unternehmen; andere gute Beispiele sind Porsche und Audi, zeitgemässe Marken mit viel Tradition.»

### Züge machen ihn stolz

«Weshalb hat Italien, ein Land reich an Stil, Kunst und Kunsthandwerkern, so viele Politiker, die arm an Stil sind?» – «Politik ist anders, das ist überall auf der Welt so, nicht bloss in Italien, auch in England oder Deutschland. Ich hoffe, dass Italien nach den nächsten Wahlen sauberer sein wird, dass ein *guy* regieren wird, der vor allem den Jungen eine Zukunft ermöglicht.» (Das waren zwei Sätze von DDV *on the record*; am Vorabend, während eines kleinen Essens, sagte er viele Sätze *off the record*, die klar machten, weshalb Berlusconi, als er noch Ministerpräsident war, in einer TV-Gesprächssendung streng über Della Valle urteilte, nachdem der ihn geduzt hatte – gegen die Inhalte konnte er wenig sagen, darum klagte er über die Form. Doch da man sich als Ihr Kolumnist an die Regeln hält, kann man diese Sätze nicht wiedergeben. [Bloss diesen: Politik sei für Leute, die kein Leben haben, keine Ziele, keine Fähigkeiten, mit wenigen Ausnahmen. Und diesen vielleicht noch: Berlusconi sei der grösste Zwerg der Welt.])

«Weshalb investiert Ihr Unternehmen 25 Millionen Euro in die Renovierung des Kolosseums?» – «Wir sind eine starke italienische Firma und geben unserem Land etwas zurück. Wir sind stolz drauf, mithelfen zu können beim Wiederaufbau des wichtigsten Symbols Italiens. Wir haben Erfolg, und wir hatten Glück mit Tod's, doch für das Land ist die Zeit nicht einfach.» – «Sie können also mehr als der Staat kann. Und stellen Sie jetzt Schuhe aus auf den Rängen des Kolosseums oder so?» – «Nein, es geht nicht um Werbung oder Sponsoring. Ich denke, wenn man so etwas tut, ist es wichtig, dass man keine Forderungen stellt.» – «Wann beginnen die Renovierungsarbeiten?» – «Im Februar, glaube ich.» (Das Gespräch fand im Januar statt.) «Wie legen Sie Ihr Geld an, das nicht in der Tod's-Gruppe investiert ist?» – «Das meiste ist in meinen Firmen.» – «Sie betreiben mit Partnern den «Italo», einen Hochgeschwindigkeitszug.» (Zurzeit fahren rund 25 Züge zwischen Mailand, Rom, Neapel, Florenz und anderen Städten.) «Das ist eine Anlage unserer Familie, es ist ein charmantes Abenteuer; wenn ich «Italo»-Züge im Bahnhof sehe – ihre hohe Qualität, den guten Service, die jungen Mitarbeiter –, macht mich das stolz. Es ist schon eine gute Sache für Reisende, vielleicht wird es auch eine gute Sache für die Anleger.» – «Haben Sie eine Botschaft?» – «Mehr ein Motto: DDD. Das steht für *dignità, dovere, divertimento*.» (Würde, Pflicht und Spass.)

Eines seiner liebsten Restaurants: «Casa de Campo», Ctr. Guazzetti, Montegrano, Italien, Telefon +39 07 34 891 551



# ALWAYS ON TARGET !



## Guardian

Ref. 6-5190.30.009

Gehäuse und Armband aus  
PVD-Gun-beschichtetem Edelstahl  
wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)  
Swiss Made



**SWISS MILITARY**  
**HANOWA**



Weitere Informationen und Verkaufsstellen:  
[www.swissmilitary.ch](http://www.swissmilitary.ch)

Hanowa AG, Solothurn, Tel. 032 329 39 80, [info@hanowa.ch](mailto:info@hanowa.ch)